

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 5. Juli 1931.

Der Kinderschirm.

Von Wilhelm Scharfmann.

Es war nicht allzu häufig, aber es kam doch vor, daß ich ihn gern einmal aufsuchte und eine Stunde mit ihm plauderte, so schlußhaft und wunderbar er mit der Zeit auch geworden war. Ganz in seine Welt versunken hauste er, ein einsamer alter Junggeselle, in seiner Mansardenwohnung, wie in einem kleinen Museum. Ein Unkundiger, der seine Zimmer zum ersten Male betrat, hätte annehmen können, zu einem Kuriositätenkammerl gekommen zu sein, soviel seltene und wunderliche Dinge waren in den kleinen Stuben. Gegenstände, die an sich wertlos waren, an denen aber für ihn irgendeine Erinnerungswert hing. Die belanglosesten Nichtigkeiten waren darunter, die jeder andere unfehlbar zum Kehricht geworfen hätte.

Das Gedächtnisvollste waren die beiden alten Mahagonischränke, die mit grünleibenden Gardinen hinter den Glasscheiben ihrer Türen die Längswand seines kleinen Wohnzimmers einnahmen. Nur einige Male habe ich einen Blick in die Welt tun dürfen, die sich in diesen Schränken zusammenbrachte. Alte Bleistifte lagen darin und Zigarrenspitzen aus jedem denkbaren Material, Scherenspitzen von Zahnmärkten, zerlesene alte Jugendschriften, ein wahrhaft vorhistorisches Opernglas, — wie der Ausdruck, was er da alles zusammengetragen hatte und welche Erinnerungen sich für ihn damit verbanden.

Eines Abends kam ich zu ihm, da sitzt der alte Knabe hinter einem Glase Wein am Tisch, einen Kinderschirm über dem Kopf, als regne es ihm durch die Decke, raucht eine Zigarre und lächelt mich ausweichend an.

„Du kommst zu einer aussergewöhnlichen Stunde“, sagte er leiser und schenkt mir ein. „Ja, was steht du denn und gaffst? So leg doch endlich ab.“

„Der Schirm“, stammelte ich. „Es ist das schönste Frühlingserntedraußen, und wenn du Regen und dazu einen Schaden im Dach vermutest, wäre es doch noch immer noch früh genug.“

„Nach keine Scherze“, sagte er, „oder hältst du mich für einen Narren?“

„Bleibe nicht“, beteuerte ich. „Dahin wundere ich mich ja gerade.“

Es war ein unglaubliches Möbel, das er wie ein Mandariner über seinem Kopf hielt, klein und verbogen und mit einem Handgriff, der für eine Kinderhand berechnet schien. Aber durch Erfahrung gewöhnt, wagte ich nicht mit Fragen in ihn zu dringen, nahm Platz und begann von anderem zu reden.

„Es ist ein Kinderschirm“, kam er dann auch nach einer Weile selber auf den Gegenstand meiner Verwunderung zurück, witzelte den Griff herum und ließ den Schirm über seinem Kopf stehen.

„Natürlich“, murmelte ich, „ein Kinderschirm. Auch scheint er nicht mehr ganz neu zu sein.“

„Sechzig Jahre auf den Tag“, nickte er und weidete sich an meiner Überraschung. „Ja, so alt ist er. Ich habe ihn in den letzten Jahren ein bisschen eingepulvert, damit ihn mir die Moten nicht zerfressen. Aber nun plakt er vor Alter. Der Übersatz wird doch allmählich allzu müde. Sieh mal den Riß da, und da ist auch schon wieder einer.“

„In der Tat“, bestätigte ich teilnahmsvoll. „Aber sechzig Jahre sind für so ein altes Gebilde auch keine Kleinigkeit.“

„Altes Gebilde?“ fragte er und zog die Stirn hoch. Da hatte ich es. Er sah getränkt aus und versank in Schweigen, um mich nachdrücklich auf die Pietätlosigkeit aufmerksam zu machen, die ich mir hatte zu Schulden kommen lassen.

„Du wirst ihn später einmal einem Museum übergeben?“ fragte ich, um meinen Fehler wieder gut zu machen.

„Niemals“, versicherte er. „An sich ist er ja wertlos. Für mich besitzt er aber einen Zauber, daß ich mich nie wieder von ihm trennen werde.“

„Ah!“ sagte ich. „Interessiert es dich wirklich?“ fragte er, noch ein wenig misstrauisch. „Siehst du, du wirst das nicht so verstehen können.“ Kennst du das Märchen von Andersen Die Zule — wie? Gut, ich hätte dir auch nicht versprochen, es nicht zu kennen. Du erinnerst dich an den Kinderschirm, der über den kleinen Djalmar ausgebreitet wurde? Nun dieser Schirm ist auch so ein Märchenwunder. Ich bekam ihn als Kind an meinem 7. Geburtstag. Ich sage dir, der alte Schirm hat seine Geschichte, schöner als alle, die Djalmar träumte. Unter ihm habe ich meine erste Liebe nach Hause begleitet.“

„Wirklich?“ rief ich erstaunt.

„Meine erste Liebe“, wiederholte der Alte leise und lächelte vor sich hin. „Sie ging mit mir in dieselbe Schule.“

„Ach so.“

„Ich liebte sie seit dem Tage, an dem ich zur Schule gekommen war. Sie war so still und sanft, ganz anders als die übrigen Mädchen, streckte weder die Zunge heraus, noch zog sie am Finger, was ich schon damals nicht leiden konnte. Ich weiß nicht, ob es das war, was es mir angetan hat. Es kann auch der Blick ihrer Augen gewesen sein. Denn hübsch war sie eigentlich nicht, wenn ich heute an sie zurückdenke. Aber schönes, schwarzes Haar hatte sie, das sie wahr. Ihre Mutter schloß es ihr jeden Abend ein und am Morgen hing es ihr in Locken über die Schultern, und das stand ihr so ausgezeichnet, daß es einfach nicht zu sagen ist. Sie war klein und sort. O, ich erinnere mich ihres Bildes noch deutlich. Mit ihr zu sprechen, wagte ich nicht. Ich war viel zu schüchtern dazu, wenn man ohne Schweiger aufwacht, erscheinen einem gleichzeitige Mädchen wie kleine Heilige. Vielleicht sind sie es ja auch.“

Er trank einen Schluck aus seinem Glase und blüdete sich eine neue Zigarre an.

„Also, um die Sache kurz zu machen, eines Tages, wir waren eben aus der Schule entlassen, brach ein furchtbarer

Platzregen vom Himmel herunter. So ein richtiger Aprilregen, weißt du, Tropfen wie Talerstücke. Nun, ich hatte am Morgen diesen Schirm geschenkt bekommen, — — — und sie hatte keinen. Darin liegt alles, was ich dir erzählen wollte.“

„Und deswegen — — —“

„Habe ich den Schirm aufbewahrt, ja, und feiere heute diesen Tag, der jetzt schon so lange hinter mir liegt. Meinst du, der Anlaß wäre zu klein, ihm eine Stunde der Erinnerung zu schenken?“

„Und seitdem hast du den alten Schirm — — —“

„Bewahre. Nach dem Tode meiner Eltern fand ich ihn zwischen allerhand Gerümpel auf dem Hausboden wieder und rettete ihn mir.“

Sonntagsruhe der Vielgeplagten.

Wenn jeder in der Familie mit einem Seufzer der Erleichterung ausruft: „Morgen ist Sonntag!“, so pflegt der Gedanke an diesen Feiertag in der Hausfrau meist einseitig gefasste Gefühle auszulösen. „Morgen ist Sonntag!“ Das bedeutet für sie, die Vielgeplagte, vermehrte Arbeit ein kompliziertes Mittagsmahl, Kuchenbacken am Tage vorher, Verjagd am Sonntag selbst, um alles rechtzeitig fertig zu haben und mit der lieben Familie noch ausfliegen zu können in die Natur. Das sind alles recht zweifelhafte Sonntagsfreuden. Und es kommt nicht selten vor, daß eine Familienmutter, die am Sonntag nach dem Mittagessen einmal wieder völlig gerädert ist, keinerlei Lust und Kraft zu dem geplanten Ausflug mehr aufbringt. Daß sie kategorisch erklärt, daheim bleiben zu wollen, was wiederum nicht gerade die Sonntagsfreude der Familie zu erhöhen pflegt.

Wie ist aus diesem Dilemma ein Ausweg zu finden. Dabeinbleiben wollen und Ausruhen einerseits, frohes Zusammenleben mit der Familie andererseits, sind die beiden Punkte, zwischen denen es zu wählen gilt. Wenn die Hausfrau es wirklich erreichen will, daß sie sich am Sonntag ihrer Familie widmen kann, daß sie diesen Tag in Ruhe genießen will, so ist dies nur zu ermöglichen durch systematische Vorbereitungen durch jede nur irgend anständige Vereinfachung des Küchensatzes. Diese „Vereinfachung“ soll nicht etwa bedeuten, daß am Sonntag sogenannte Sonntagsgerichte auf den Tisch gebracht werden, sondern daß sie in ihrer Art so gewählt werden, daß sie möglichst weit verbreitet werden können.

Schon am Sonnabend muß der Küchensatz so eingerichtet werden, daß er wenig Zeit in Anspruch nimmt und daß umso mehr Zeit gewonnen wird, um an die Vorbereitungen zum Sonntag zu gehen. Sogenannte Eintopfgerichte, Suppen, die sich — wie die Hausfrau sagt — von selbst kochen, sind das Gegebene. Auf diese Weise bleibt umso mehr Zeit, um an das Morgen zu denken. Werden zum Beispiel für den Sonnabend diese Suppen mit Einlage als Hauptgericht gekocht, so sollte man das Quantum so reichlich bemessen, daß diese Suppe am nächsten Tage, verfeinert, als Vorgericht gegeben werden kann. Braten werden so weit geschont, daß sie halbbar sind und am Sonntag nur noch kurze Zeit gebrauchen, um tischfertig zu sein. Was die Gemüse betrifft, so sollte man an Sonntagen aus Prinzip nur Konserven verwenden. Gewiss sind frische Gemüse vorzuziehen. An sechs Tagen der Woche können wir sie hochleben lassen, am Sonntag aber heraus mit den Konserven! Kompotts und süße Speisen können bequem fertiggestellt werden. Wenn Zeit übrig bleibt, läßt sich sogar noch einiges für den sonntäglichen Abendessen vorbereiten, zum Beispiel ein Heringsalat. Wenn sich die Hausfrau darüber hinaus noch dazu aufschwingen kann, am Sonnabend vor dem Schlafengehen den Kaffeetisch zu decken für den nächsten Morgen, so hat sie eigentlich alle wichtigen Vorbereitungen getroffen und kann mit Ruhe dem Feiertag ins Auge sehen. Die Arbeit am Sonntag lohnt sich in jeder Beziehung. Das macht sich schon am Sonntagmorgen bemerkbar, wenn ein Stündchen Schlaf mehr winkt. Es folgt die gemütliche Stunde am Kaffeetisch, die nach Belieben ausgedehnt werden kann, ohne daß die Küche ruft. Ruhe und Erholung bringt so ein Sonntag der vielgeplagten Hausfrau — wer wollte sich das entgehen lassen?

Frau Agnes.

Was geben wir unseren Kindern mit?

Eine zeitgemäße Betrachtung.

In der Zeit vor dem Kriege, die für uns in Wahrheit die „Gute, alte Zeit“ ist — zum mindesten in wirtschaftlicher Hinsicht — in dieser guten, alten Zeit also war die Frage sehr bedeutungsvoll, was man seinen Kindern mitgeben sollte und konnte. Wenn die Tochter sich verheiratete, so gab es ein wochen- und monatelanges Ausführen, Kaufen und Anfertigen der Wäsche, Kleider, Möbeln und dergleichen. Man rechnete nach dem Duzend, und in mindestens mehreren dapon mußten zum Beispiel die verschiedenen Wäschegeartungen an Leibwäsche, Tischwäsche, Bettwäsche, Küchentüchern und was sonst dazu gehört, vertreten sein. Ich entsinne mich, daß ich unter anderem in meine eigene Ausstattung 36 Paar Strümpfe mitbelam, und zwar gestricke — und da wird wohl ein Lächeln über das Gesicht mancher jugendlichen Leserin gehen. Wer hat heute noch 36 Paar Strümpfe und noch dazu gestricke?

„Nun, — und das Mädchen, von dem du erzählst? Deine Geschichte hat keinen Schluß“, drängte ich ihn.

„Du hast recht“, nickte er. „Aber es ist wirklich nicht viel nachzubolen, denn was die Kleine betrifft, so habe ich sie schon ein paar Jahre später aus den Augen verloren. Ich kam damals auf das Gymnasium und vergaß sie gründlicher, als ich jemals angenommen hätte. Später bin ich allerdings mit ihr zusammengeführt worden. Das Leben ist ja oft so wunderbar. Es war auf der Hochzeit deiner Eltern, als ich sie zuerst wieder sah. Ich habe sie an diesem Tage an unseren Weg und diesen Schirm hier erinnert, und sie lächelte wie ich.“

„Wirklich, du triffst mit ihr zusammen?“

„Abgesehen hast du sie selber gut gekannt.“

„Ja?“

„Zawohl“, nickte er. „Niemand hat sie so gekannt und ihre Sanftmut und Stille geliebt wie du. Sie war deine Mutter, mein Junge.“

Die Welt der Frau.

Wie es mit dem Wälschpind war, so ging es auch mit anderem. Alles mußte reichlich und gediegen sein; sozusagen vom ersten Lebensstage der Tochter an wurde für ihre Aussteuer geplant und gesammelt. Auch der Sohn ging wohlverpflegt in den Beruf, in die Ehe. Wenn seine Ausbildungszeit beendet war, kauften ihm die Eltern ein Geschäft, eine Landwirtschaft, eine Praxis usw., oder haben tüchtige Zuschüsse, wie es denn auch Sitte war, daß man der verheirateten Tochter ein je nach Vermögensverhältnissen größeres oder kleineres Nadelgeld zahlte.

Daß man den Kindern möglichst noch ein größeres Vermögen hinterließ, war das Streben aller guten Familienväter und Mütter, und das Ideal war, dieses Vermögen, sei es in Sachwerten, sei es in Bargeld, so beträchtlich zu gestalten, daß es die Kinder später einmal nicht mehr nötig haben sollten, sich anzustrengen.

Heute ist das Problem des „Mitgebens“ gelöst — aus dem einfachen Grunde, weil — nichts da ist! Die Spargelder und Vermögen sind verzerrt, was Beruf und Erwerb an Einnahmen bringen, geht für den Unterhalt und für nach der Kriegs- und Entwertungszeit doppelt nötige Anschaffungen, beziehungsweise Ergänzungen, darauf. Abgesehen hat es auch keinen Zweck, größere Vorräte aufzustapeln; denn kommt ein Freier für die Tochter, so ist in den seltensten Fällen die Wohnung vorhanden, beziehungsweise können die Eltern die „Abstandsgelder“, „Ausfuhrkosten“ oder was sonst zur Erwerbung einer solchen nötig ist, aufbringen. Das junge Paar fängt also meist mobilisiert an und beschafft sich nach und nach das Nötigste; und auch die Söhne müssen heutzutage meist selber leben, wie sie zu etwas kommen. Vollends an zu hinterlassene Vermögen ist — mit wenigen, sehr wenigen Ausnahmen — für lange Zeit nicht zu denken, und so wird sich wohl manches Elternpaar mit der Feststellung grämen: „Ach, früher konnte man ganz anders für die Kinder sorgen, ihnen das Nest bereiten, Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, eine Reserve für den Notfall schaffen usw.“ Heute geht das alles nicht mehr!

Man kann es ihnen nachfühlen, und doch mögen sie sich mit der Tatsache trösten, daß sie im Grunde ihren Kindern mit der gründlichen Vorsorge, so angenehm sie ist, keinen Gefallen tun. Es ist nachgewiesen, daß zum Beispiel die Erben großer Vermögen in den allerersten Jahren wirklich etwas davon haben. Entweder sie verschleudern sie, weil sie keine Mühe hatten, sie zu erwerben, und leben sich dann unter Umständen eines Tages der Notwendigkeit gegenüber, in den Kampf ums Dasein einzutreten, für den sie in keiner Weise gerüstet sind. Oder sie verweichlichen oder entarten durch das Wohlleben, das sie führen sie sich leisten können und an das sie systematisch gewöhnt werden — wenn nicht in der ersten Generation, so unfehlbar in der zweiten oder dritten.

Es ist nicht bezeichnend, daß zum Beispiel die ländliche Arbeitsbevölkerung mit ihrer anstrengenden Tätigkeit bei fragaler Kost, 70, 80 Jahre und darüber wird? Nur der Spaten, der ständig gebraucht wird, bleibt blank! Nur, wenn wir genötigt sind, unsere Kräfte zu üben und zu stärken, bleiben wir gesund, stark und frisch.

Hier aber liegt die Antwort auf die Fragen, was wir unseren Kindern mitgeben sollen für ihre Zukunft. Da wir ihnen Geld und Gut nicht mehr mitgeben können: Stärken wir sie für den Lebenskampf, den wir ihnen weiden ersparen können noch ersparen lassen. Rufen wir sie körperlich aus durch gute, aber einfache und naturgemäße Kost, durch Körperpflege, durch Sport, damit sie gesund und widerstandsfähig sind und bleiben. Geben wir ihnen den Schlüssel zum Erfolg mit, die gründliche Schul- und Berufsbildung, die Gewohnheit und den Willen, intensive, gute und ehrliche Arbeit zu tun; lehren wir sie Zufriedenheit und die Erkenntnis, daß materielles Wohlergehen nicht das Einzige und Wichtigste ist in der Welt!

Sie müssen wissen, daß es töricht ist, mehr zu sein oder werden zu wollen, als man nach seinen Lebensumständen sein kann, und sei es auf Kosten der Gesundheit oder des inneren Glücks. Und lehrt sie, daß man freilich gesunden, nützlichen Menschenverstand braucht, praktisches Denken, um durch die Welt zu kommen, aber auch Güte, Schönheitsliebe und Frohsinn, um glücklich zu sein!

Dies, Mütter und Väter, gebt Euren Kindern mit: Stählt ihren Körper, ihren Willen! Schult ihren Geist, ihre Fähigkeiten! Pflegt ihr Herz und ihr Gemüt!

Mehr könnt ihr nicht tun, mehr braucht ihr nicht zu tun — für das Weitere müssen sie selber sorgen. Und für dieses Mitgift werden sie Euch dankbarer sein, als für Millionen!

Die Grazie des Grüßes.

Die Amerikaner prägen das Wort „keep smiling“, gleichbedeutend mit: „lächle“, und wollen damit sagen, daß man auch, wenn man sich nicht in besonders guter Stimmung befindet oder verärgert ist, ein freundliches Gesicht zur Schau tragen soll. Das gilt für das ganze Leben, für gemeinsame Arbeit, Freundschaften, für alle scheinbar neben-sächlichen Äußerungen wie z. B. bei dem Gruß. Der Gruß, eine spontane Gefühlsäußerung, wieviel blühter des Lebens Grundtönen.

Wie verräterisch dieser flüchtige Augenblick sein kann! Wie indiskret leuchtet er in der Menschheit tiefen, in jene Schätze, wohl verborgen vor dem Nächsten.

Die meisten Menschen tragen eine Maske vor dem Gesicht, vielmehr sie haben ihr Gesicht so sehr in der Gewalt, daß jeder Muskel ihrem Willen untertan.

Langsam, systematisch fügte sich dieses Gebilde. Mehr und mehr häuften sich die Momente, die verborgen bleiben müssen, die Schlüssel liefern so jenen Kammern, die man meist selbst nicht gern illuminiert. Will man sich denn genau über jede Regung seines Lebens Rechenschaft geben?

Man vergesse nicht, — der Gruß ist ein Kind der Stunde, im ruhigen bewegten Straßenbild ein anerkennendes Aufsehen, vergessen — überbitt — verdrängt. Er kann wie das Leuchten eines Sonnenstrahls sein, voll Wärme und Leblichkeit. Steif und unpersönlich, gleichgültig, die leere Erfüllung einer Form. Voll Hochmut, Unnatur, Geziertheit und abstoßend wirken. Viele besitzen ein besonderes Grußgefühl, schalten es sofort bei Bedarf ein. Es erinnert an die einstudierende Geste der Tanzstunde, an jene Geisteslosigkeit und Dilettantenhaftigkeit der Jünger, die in der Kenntnis der Lebenskunst einzuwirken, ohne sich mit ihrem Kern abfinden zu können. Flüchtigartig auch das Grußgefühl auf, um in den nächsten Sekunden unbewusster Starrheit Platz zu machen. Das Gesicht legt sich in wohl einstudierte Falten, nimmt einen vollkommen unpersönlichen Ausdruck an, der sofort wieder erlischt, um einer noch größeren Gleichgültigkeit zu weichen. Man kann auch der Konvention eine individuelle Färbung geben, etwas von Eigenart auf sie überlegen, vom dem Wunsche befreit, ein wenig Liebenswürdiges in das zu legen, was die Geste ausdrückt. Der Gruß will schließlich nur ein Erkennen verraten, ein Wiedererkennen an gemeinsam verlebte sympathische Stunden, ein Gedanken an Freunde.

Der Gruß kann in seiner Flüchtigkeit den Grad der Intimität zweier Menschen bestimmen. Er schlägt das Leitmotiv an, zieht die Grenze, belagt oft unendlich viel, indem er mehr verrät, als wir unter Höflichkeit verstehen. Eine bestimmte Art der Höflichkeit ist wiederum zur Scheidung bestimmter Gesellschaftsklassen geprägt. Viele Menschen gleicher oder ähnlicher Lebensspäre warten bis der andere zuerst grüßt, und es ist wohl nicht als seltene Erscheinung zu betrachten, daß manche Beziehung um einen verspäteten oder unbedeutenden Gruß auseinander-schitterte. Der unfeindlich Gräßliche kann selten ein Gefühl der Befremdung unterdrücken. Die Schwärzung, die von dem andern ausgeht, macht ihn stutzig, nachdenklich, zurückgesetzt. Und dabei liegt in vielen Fällen nicht eine Absicht zugrunde, vielmehr der Grund ist in Nachlässigkeit, Unbeherrschtheit des Gefühls, oder umgekehrt in allzu harter Beherrschtheit zu suchen. Man fühlt sich oft nicht wohl und glaubt, zu einer Unhöflichkeit berechtigt zu sein. Es ist besser, man verleiht seine schlechte Stimmung durch Vermon und sucht sich möglichst zu b. trüben. Sich beherrschen ist eine große Kunst, die aber in. lernen kann.

Je harmloser die Gesinnung, desto natürlicher ist der Gruß. Dafür spricht die menschlich natürliche Begrüßung der Lebensbedürftigkeit, die für jeden Fremden, der ihr auf freiem Wege entgegenkommt, einen heiteren, unbefangenen Gruß übrig hat. Mit welcher heissung schönen Worten begrüßt der Bruder den Fremdling und wünscht ihm alles Glück für den Tag.

Gewiss, die gesellschaftlich umschürte Höflichkeit läßt Dingen poetischer Art keinen Raum, aber sie sollte nicht so absolut sein, den Reiz der Liebenswürdigkeit zu gefährden. Das Streben der Frau mit bewusster Tendenz zur Schönheit darf in ihrem Wollen keine Rinde aufweisen, — ihr Gruß darf nie der Grazie entbehren, die um so bewundernder ist, je mehr sie sich als Spiegel echter Liebenswürdigkeit erweist. Die Mitten.

Zwei Wunschzettel für die Urlaubszeit.

„Nur frohe Stunden!“ — Schenkt sie Euch gegenseitig!

Der Chemann:

1. Vergiß in den Ferienwochen einmal alle kleinlichen Hausfrauen Sorgen: Sei mit allen Gedanken nur auf die Ferienfreude eingestellt!
2. Laß mir in den Ferien ein wenig Freiheit und erziehe mich nicht vor fremden Leuten, besonders, wenn ich mal eine Bizarrie mehr rauche als gewöhnlich. Denke daran, daß in den Ferien alles besonders gut munde!
3. Wenn ich einmal eine Frau schön finde, dann sage nicht von vornherein, sie sei — häßlich! Du verdirbst mir die Freude — und dann weißt Du ja, daß Du für mich doch — die allerhöchste bist!
4. Sage nicht, wenn wir an der See sind, warum wir nicht ins Gebirge fuhren, oder umgekehrt. Die Welt ist überall so schön, wie man sie selbst empfindet!
5. Denke daran, daß andere Mütter auf ihre Kinder genau so stolz sind wie Du, und daß kein Kind als Engel auf die Welt kommt!
6. Sage nicht immer, daß die anderen Frauen viel mehr anzusehen haben als Du! Wißt, daß die anderen Frauen von Dir das selbe denken!
7. Sage nicht hinter prominenten und berühmten Ferienbekannten her! Zu Hause haben sie Dich doch ver-lassen!
8. Packe die Koffer so, daß man auch alles finden kann: Es ist so lästig, wenn man alle Dinge erst sehr viel mal um-lehren muß, ehe man zu dem Gewünschten kommt!
9. Sei immer guter Laune, nichts bringt einen in bessere Stimmung als ein fröhliches Gesicht und ein herzliches Lachen, auch wenn nicht alles so ist, wie man es sich vor-her dachte!
10. Laß mich ganz so leben wie ich möchte, reise mich nicht zu gymnastischen Übungen, wenn ich gerade meine Zeitung lesen will und sage nicht, ich würde zu dir — der Alltag wird das schon korrigieren: Die Urlaubszeit darf nur frohe Stunden bringen!

Die Ehefrau:

1. Laß Dich einmal ganz von Deinem Beruf los, laß die Geschäftssorgen zu Hause, sie verringern sich nicht, wenn Du unaufhörlich davon sprichst!
2. Sei in den Ferien ein wenig zärtlicher und liebevoller zu mir, Du hast sonst zu wenig Zeit dazu, aber eine Frau entbehrt das: Ferienzeiten sind Liebeszeiten!
3. Vergleiche mich nicht mit 17-jährigen Mädchen, — Als

ich so alt war, sah ich genau so aus! Man bleibt nicht sein ganzes Leben lang ein junges Mädchen!

4. Bitte schimpfe nicht über das Wetter, ich bin nicht dafür verantwortlich. Im übrigen folgt auf Regen Sonnenschein!
5. Laß den Kindern ein bißchen Freiheit, sie haben sich so auf die Ferien gefreut!
6. Ziehe Dich auch in der Urlaubszeit sorgfältig an, — ohne Kränzen herumlaufen ist noch lange nicht dasselbe, wie „Ferienfreiheit“!
7. Vermeide Gespräche mit Leuten, die ununterbrochen jammern und über die schlechte Wirtschaftslage klagen. Das drückt so auf die Stimmung!
8. Beginne nicht schon auf dem Heimatbahnhof mit Butterbrotessen, es macht auf die Mitreisenden den Eindruck eines Verhungerten!
9. Besorge Dich nicht über das Essen, es ist nicht so ausschlaggebend: Sonne, frische Luft und gute Laune ersetzen oft den mangelnden Fettgehalt der Speisen!
10. Laß mir auch einmal Zeit für mich selbst, beschäftige Dich auch einmal allein! In den Ferien sollen beide freie Menschen sein, — erst dann ist die Erholung voll-kommen!

Sommerliche Küchenrundschaau.

Das Kennwort für den Küchensettel: „Leicht und kühl!“

Bei roher Milch ist, obgleich sie die reichste an Nährwerten ist, doch stets Vorsicht zu beachten. Zum mindesten vergewissere man sich, ob sie von Tieren stammt, die tuberkulosefrei sind und ob sie einwandfrei gewonnen und keimfrei gemacht (sterilisiert und tiefgefroren) wird. Sonst ist kurzes Aufkochen, schnelles Abkühlen und kühl Aufbewahren geboten.

Die gewöhnliche Daimilch, so schmackhaft und gesund sie ist, behagt doch nicht jedem Gaumen, und man muß sie deshalb zuweilen „veredeln“. Sehr beliebt ist saure Milch in Gläsern, tüchtig gekühlt, gesüßt und mit ein wenig Jint gewürzt. Sehr verfeinert wird das Getränk, wenn man süße Sahne damit vermischt und Würstchengläschen oder Rationendosen dazu reicht.

Eine gewiß nicht überall bekannte Sauermilchspeise ist die folgende: die saure, aber noch nicht ganz dicke gewordene

Milch vermischt man mit weicher, in ganz wenig heißem Wasser aufgelöster Gelatine (etwa 8 bis 10 Blatt auf ein Liter). Man darf diese nicht zu heiß, sondern nur lauwarm beifügen, da sonst die Milch gerinnen würde und man muß sie langsam vergehen lassen und tüchtig rühren. Man würzt mit Vanille, kühlt und stellt kalt. Die Speise kann am nächsten Tage gestürzt werden, man reicht Obst nach Belieben dazu. Sehr erfrischend und schmackhaft auch für solche Leute, die die übliche Daimilch nicht mögen.

Von der Wasserlilie stammt die sogenannte Stippmilch. Feinen weißen Quark rührt man durch ein Sieb, süßt und vermischt das Ganze mit geriebenem Schwarzbrot (auch Pumpernickel, je nachdem ob man herber oder milderer Geschmack wünscht) und reicht Kirschen oder Johannis-beeren, jedenfalls ein säuerliches Kompott dazu.

Obst einkochen — und trotzdem schöne Hände!

Das Schönheitsideal der Frau hat sich in den letzten Jahren gewandelt — auch die Hand, die wir bewundern, sieht heute anders aus als früher. Sie soll Kasse und Energie erkennen lassen, sie kann sportlich gebräunt sein und von kräftigen Schaffen reden — aber sie muß gepflegt sein und dies erfordert gerade im Sommer besonders Sorgfalt. Die Hausfrau, die in dieser Jahreszeit besonders viel mit Ein-kochen, mit Gemüse- und Obstsaften zu tun hat, sieht mit Schrecken, daß ihre Hände bräunliche Flecken bekommen, daß in den tiefen Rissen der Haut sich Obstsaft festsetzt und die Hand unansehnlich machen. Deshalb ist gerade im Sommer die Handpflege von größter Bedeutung. Grund-sätzlich dürfen die Hände nach der Bearbeitung von Obst nicht mit Seife gewaschen werden. Man spüle sie in lauwarmem oder lauwarmem Wasser ab und entferne die Flecken mit Bimsstein. Um die Haut weich und geschmeidig zu erhalten, werden die Hände mehrmals am Tage nach dem Waschen mit einer guten Hautcreme eingerieben. Ein bewährtes altes Hausmittel sei in diesem Zusammenhang verraten, das bei regelmäßiger Anwendung tadellos weiße Hände gibt: Man nimmt Glycerin, Arnikaextrakt und frischen Zitronen-saft zu gleichen Teilen und reibt hiermit nach dem Waschen die Hände ein. Der Erfolg ist überraschend.

Frau Agnes.

Der Jugendfreund.

Fata Morgana und Luftspiegelung

Wiederholt hört man diese Namen in demselben Zusammenhange, obgleich sie grundverschieden voneinander sind. Es ist wirklich nicht so schwer, beides voneinander zu unterscheiden, wenn man erst überhaupt einmal weiß, wie solche Gebilde zustande kommen. Die Fata Morgana ist stets eine in der Luft schwebende aufrechte Erscheinung, das Bild eines unter dem Horizont liegenden, also nicht sichtbaren Gegenstandes. Die Luftspiegelung hingegen ist eine Erscheinung, bei welcher der Gegenstand über dem Horizont liegt, also dem Beobachter sichtbar, während gleichzeitig das Spiegelbild des Gegenstandes in umgekehrter Stellung erscheint. An Hand von ganz einfachen Beispielen kann man die ganz merkwürdigen Erscheinungen verstehen lernen.

Halten wir nun einmal ein Stück Holz, einen Bleistift etwas schräg ins Wasser, so erscheint er gebrochen und zwar an der Stelle, wo Wasser und Luft sich berühren. Auf ganz einfache Weise kann man sich davon überzeugen. Wir nehmen eine leere Schüssel und lassen beispielsweise von einer Lichtquelle aus (Kerze) Lichtstrahlen schräg gegen den Rand der Schüssel fallen, jetzt zeigt sich in dem der



Woher kommt es, daß in einer wassergefüllten Schüssel der Schatten kürzer ist?

Lichtquelle nächstliegenden Teil der Schüssel ein Schatten, der je nach der Stellung des Lichtes mehr oder weniger weit über ihren Boden reicht. Gehen wir nun in diese Schüssel Wasser, so sehen wir, wie sich der Schatten mehr und mehr verkürzt. Es dringen also nunmehr Lichtstrahlen auch zu denjenigen Teilen des Bodens, zu denen sie vorher auf geradem Wege nicht gelangen konnten. Der Lichtstrahl ist gebrochen worden, d. h. er hat sich beim Eintritt in das Wasser verändert. Haben wir also Elemente von verschiedener Dichte, so entsteht stets eine Brechung der Lichtstrahlen.

Auch die atmosphärische Luft ist nicht in allen Schichten von gleicher Dichte. Besonders ist sie über Wasserflächen ein dichteres Element als über daneben liegenden Landstrecken, die von der Sonne stark bestrahlt sind. Lichtstrahlen, die

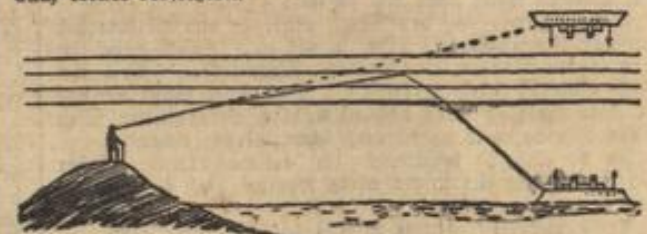


Fata Morgana: Der Beobachter sieht einen unter dem Horizont liegenden Ort in der Luft schweben.

von einem solchen Ort aus dünnen Luftschichten schräg in dichtere eintreten, müssen zum Einfallslot hin gebrochen werden und können auf diese Weise in das Auge eines Beobachters gelangen, dem der Ort, von dem sie ausgehen, in gerader Linie nicht sichtbar ist, weil er für ihn unter dem Horizont liegt. Der Beobachter sieht also infolge Brechung der Lichtstrahlen jenen Ort als Bild über dem Horizont in der Luft schweben. Das ist dann ein Fata Morgana. Allerdings währt so ein Zauberspiel nur kurze Zeit, denn sobald die Lage der verschiedenen Luftschichten durch den

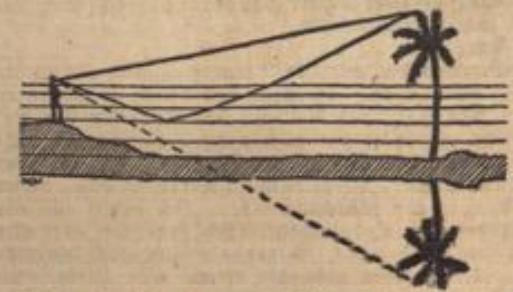
festesten Luftzug nur im geringsten eine andere wird, ändert sich auch die Richtung der gebrochenen Lichtstrahlen, und die Erscheinung ist verschwunden.

Um nun im Gegenfalle dazu die Luftspiegelung zu verstehen, machen wir folgenden einfachen Versuch. Stellt man neben ein mit Wasser gefülltes Glas einige Zentimeter entfernt ein brennendes Licht so auf, daß die Flamme niedriger als die Wasseroberfläche ist, so können wir das Licht nicht sehen, wenn wir von oben schräg auf die Wasseroberfläche blicken, obwohl das Wasser ein durchsichtiger Stoff ist. Daraus können wir schon ersehen, daß die Lichtstrahlen nicht aus der Wasseroberfläche heraustreten, sonst müßten sie doch ins Auge gelangen. Sieht man nun aber statt von oben schräg von unten gegen die Wasseroberfläche, so erblickt man die ganze Fläche hell von den Lichtstrahlen erleuchtet. Die Lichtstrahlen treten infolge der großen Brechung nicht aus dem Wasser in die Luft über, sondern nehmen ihren Weg wieder durch das Wasser zurück nach der entgegengesetzten Seite vom Licht, gerade so, als würden sie sämtlich von einem Spiegel zurückgeworfen. Darum nennt man diese Erscheinung auch totale Reflexion.



Luftspiegelung über dem Meere: Ein Dampfer scheint in den Lüften kopfsunken.

Was nun hier mit Wasser und Luft geschieht, findet auch bei verschieden dichten Luftmassen statt, die übereinander lagern. In den weiten Ebenen Äthiens und Afrikas, wo der Erdboden durch die fast senkrecht aufsteigenden



„Luftspiegelung“: Das umgekehrte Spiegelbild täuscht Wasser vor.

Sonnenstrahlen stark erwärmt wird, sind nicht selten an windstillen Tagen die unteren Luftschichten durch Berührung mit dem Erdboden dünner geworden, als die höheren. In der Ferne erscheinen dann Bäume, Gebäude und Anhöhen, die sich mit dem Auge des Beobachters in einer Luftschicht von gleichmäßiger Dichte befinden, nicht bloß wie sonst, sondern unter ihnen bietet sich ihr umgekehrtes Spiegelbild dar. Zwischen Gegenstand und Bild zeigt sich ein glänzender Streifen, ähnlich einem See. Wir haben also hier eine Luftspiegelung. Über weiten Meeressflächen treten diese Erscheinungen der Luftspiegelung in umgekehrter Form auf, wie leicht einzusehen ist, da hier bei windstillem Wetter und starker Sonnenbe-strahlung die dichteren Luftschichten über dem Wasser liegen.



Wenn Fata Morgana und Luftspiegelung wohl Ver-wandtes in Bezug auf die Lichtbrechung haben, so sind sie, wie wir gesehen haben, dennoch durchaus verschieden.



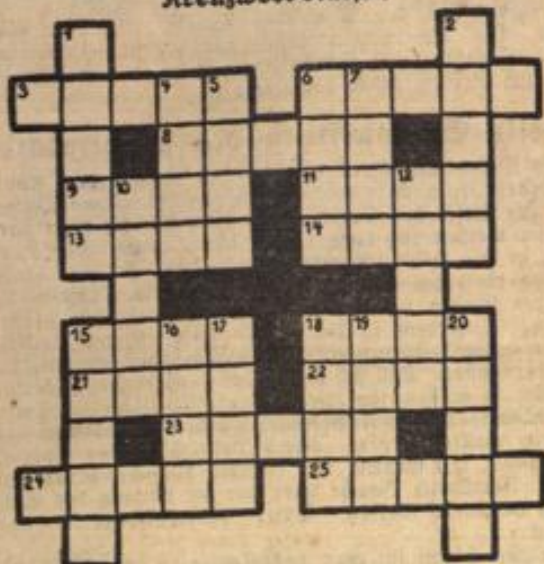
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Kreuzwort-Rätsel.



Waagrecht: 3. Gewicht, 6. französische Stadt an der Seine, 8. Gestalt des Alten Testaments, 9. Hirtvogel, 11. deutscher Strom, 13. Ausweispaß, 14. harter Strich, 15. Fluß auf der Pyrenäen-Halbinsel, 18. Tintenflad, 21. Name des ersten Menschen, 22. Beschleunigung, 23. König von Israel, 24. Erzeuger, 25. Fremdwort für Unterhose.

Senkrecht: 1. Größtes deutsches Industriewerk, 2. Küchengerät, 4. Strom in Nordeuropa, 5. Kagerier, 6. Pflanzenart, 7. Schuß, 10. elektrische Maßeinheit, 12. westdeutsches Hochland, 16. Amtsleib, 18. Fluß in Nordwestdeutschland, 17. Kalifornienname, 19. Werkzeug, 20. Badeort bei Venedig, 20. Frauenname.

Magisches Quadrat.



Man ordne die Buchstaben

a a e e e e g k k n n r r s s
s s t t t t u u

derart in die leeren Felder, daß die waagerechten wie die senkrechten Reihen gleichlautende Wörter enthalten.

1. Biegeungsfall,
2. Geschäftsmittler,
3. Religionsgemeinschaft,
4. Alter Name einer Spielart,
5. Himmelskörper.

Scherzrätsel.

Sie waren stets ein unzertrennlich Paar, Der Fuß von ihr — bei ihm der Kopf wohl war. Dann hat er später sie zur Frau genommen Und war gar unten Pantoffel gekommen. Nun steh'n sie vereint am Wiesenrain, Und werden verzachtet von Groß und Klein.

Begründung.

„Was sollst Du denn mal werden, wenn Du groß bist, mein Junge?“
„Garnichts!“
„Weshalb denn nicht?“
„Weil ich 'n Mädchen bin!“

Wiesenspiele.

„Nun, wie wars?“, fragte die Gattin des Bogers den Seimlehrenden.
„Großartig. Ich habe den Gegner in der dritten Runde zur Ruhe gebracht.“
„Nun, dann kannst Du ja mal dasselbe bei unserem Baby versuchen.“

Durch alle Farben.

„Wirst Du mich auch noch lieben, wenn mein Haar grau ist?“, fragte sie lechzend.
„Wahrlich nicht“, erwiderte er.
„Ich habe Dich doch auch bisher geliebt, so oft Du die Farben geändert hast.“

Nacht der Gewohnheit.

„Sie sollen dem Verkehrsbeamten in ironischer Weise geantwortet haben?“, fragte der Richter den Angeklagten.
„Über das lag mir ganz fern“, erwiderte dieser.
„Er schimpfte gerade so mit mir, wie es meine Frau immer tut, und da vergah ich mich und antwortete: „Beruhige Dich, meine Liebel!“

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: bel — bel — bing — bir — disch — doh — eg — el — ex — ga — gam — ge — gus — im — in — in — kum — lo — ma — man — me — nan — ne — ne — ne — ne — nes — ol — port — ro — sach — sel — sel — sen — tal — tar — tes — tüß — ur — zo

Bilde man 20 zweisilbige Wörter, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Shakespeare-Zitat nennen. (Ich = ein Buchstabe.)

1. Vogel, 2. meerumspätes Land, 3. Teil des Handels, 4. abessinischer Herrschertitel, 5. Frauenname, 6. Streupulver, 7. Obstfrucht, 8. Prosabildung, 9. asiatische Sprache, 10. Naturerscheinung, 11. griechischer Buchstabe, 12. Komödie von Molière, 13. Stadt in Ostpreußen, 14. Insekt, 15. französische Stadt, 16. landwirtschaftliches Gerät, 17. Unkraut, 18. Pelztier, 19. irdenes Gefäß, 20. deutscher Bundesstaat.

Füllrätsel.

— — — R — — —
— — — R — — —
— — — R — — —
— — — R — — —
— — — R — — —
— — — R — — —
— — — R — — —

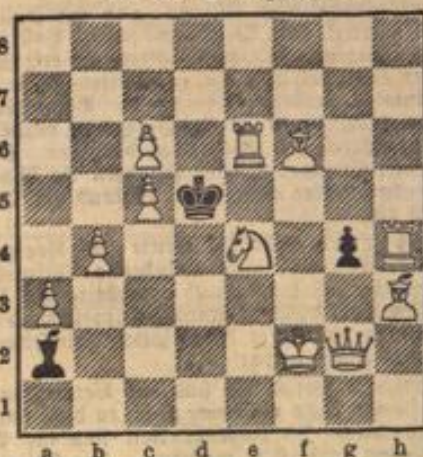
Die fehlenden Buchstaben sind zu ergänzen, so daß die Querreihen ergeben:

1. Edelstein, 2. weiblichen Vornamen, 3. Unterzeichnungsvollmacht, 4. Giftpilz, 5. weiblichen Vornamen, 6. männlichen Vornamen, 7. Erbteil.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Waagrecht: 1. Rabe, 4. Robin, 7. Alumnat, 9. Ried, 10. Rot, 12. Gela, 13. Rum, 15. Fauna, 17. Ruten, 18. Jun, 20. Edom, 22. Par, 23. Bora, 25. Kanagua, 26. Otawi, 27. Laß. Senkrecht: 1. Raker, 2. Dur, 3. Emir, 4. Rab, 5. Holani, 6. Rota, 8. Keffe, 10. Rani, 11. Rundart, 14. Moor, 16. Anton, 19. Rogat, 20. Ebro, 21. Ural, 23. Bai, 24. Aga. — **Silben-Rätsel:** „Es muß was Wunderbares sein um sieben zweier Seelen!“ — **Rätselung:** Rauerblümchen. — **Silben-Rätsel:** 1. Dejeuner, 2. Irene, 3. Einsiedler, 4. Stätte, 5. Chihuahua, 6. Wiegenspiele, 7. Jertun, 8. Emmenthal, 9. Realismus, 10. Innocentius, 11. Gudrun, 12. Kiepe, 13. Finter, 14. Algan, 15. Triumphat, 16. Egerling, 17. Reife, 18. Wiesbaden, 19. Arabien, 20. Chronometer, 21. Symbol, 22. Eumeniden, 23. Rottuno. Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt. — **Zeichner-Aufgabe:** Senkrecht: 5 12 3 4, 1 9 6 8; waagrecht: 5 7 11 1, 4 10 2 8.

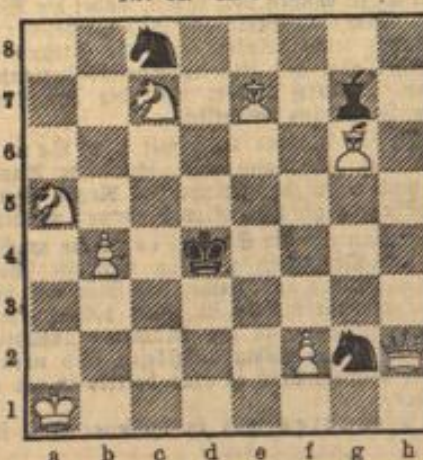
Nr. 63. J. Jespersen.



Weiß: Kf2, Dg2, Te6, h4, Lf6, h3, Se4, Ba3, b4, c6.
Schwarz: Kd5, La2, Bg4.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 64. H. Jousson.



Weiß: Ka1, Dh2, Le7, g6, Sa5, c7, Bb4, f2.
Schwarz: Kd4, Lg7, Se8, g2.

Matt in 2 Zügen.

Dr. Tartakow's Buch „Schach-Methodik“ schließt mit einigen Schlußbetrachtungen, denen folgendes entnommen ist: „Wir sind zum Ende gelangt, lieber Leser! Oder zum Anfang? Zu jenem geheimnisvollen Ufer, an dem alle Kampfphasen, aber auch sämtliche Siegesfaktoren münden. Dort finden und ergänzen sich wundersam zusammen die Durchführung tiefer strategischer Pläne und die Vorbereitung von irgendwelchen taktischen Überraschungen, die geeignet wären, die Stellung des Gegners oder mindestens sein seelisches Gleichgewicht zu erschüttern. Dort werden nicht selten erbitterte Schlachten durch armseligen Schachkampf abgelöst im Sinne der freiwilligen Vereinfachung, des übertriebenen Abtausches, der remissiven Zugwiederholung, der ängstlichen Verbarrikadierung und überhaupt des farblosen Lavierens im eigenen Etappenbereich. Dort freilich sind wir doch in keinem Augenblick sicher, indem Drohungen heranreifen, Opferwendungen blitzen, Fallen auflauern und — wie oft! — Versehen oder Oberflächlichkeiten, Uebereilungen oder Fehler dem „normalen“ Partieverlauf tückisch ins Herz stoßen. Dort bildet ein Ganzes die Begriffe von Zügen als Tempi, von Feldern als Raum, von Steinen als Masse, von Plänen als Willensäußerung, von Kombinationen als Phantasieentfaltung, von Problematis als fernliegende Siegesgespenstern. Dort erscheinen als zum Schachringen unbedingt gehörig die Idee der Gerechtigkeit, das Gesetz der Logik, sowie die Erkenntnis des anfänglichen Gleichgewichts der Kräfte, ohne welches ja das Schachspiel kein richtiger Kampf, sondern nur eine kindische Vergnügung wäre. Welcher Schatz ruht aber dort begraben, mag ihn auch das Sandmeer des Positionsspiels oder der felsige Ozean von Kombinationen verbergen? Dieser Schatz, der für uns so nah und doch so schwer erreichbar liegt; den wir gar so oft, ohne es zu ahnen, berühren, dieser Schatz lautet: Das Geheimnis des besten Zuges.“

Partie Nr. 32. Gespielt im Internationalen Turnier zu Marienbad 1925.

Weiß: Yates; Schwarz: Marshall.

1. e4—e5, 2. Sf3—Sf6, 3. Sc3—Lb4, 4. Lc4—d6, 5. d3—Le6, 6. Lb3. Andere Autoritäten ziehen in ähnlichen Lagen Lxe6 vor. 6. ... Sc6, 7. 0-0—h6, 8. Se2—Lxb3, 9. axb3—d5. Während Weiß ziemlich umständliche Springermanöver unternimmt, hat der Nachstoß aufgebaut, nach dessen Gelingen er sein Spiel als völlig befreit betrachten darf. 10. Sg3. Mit 10. exd5—Dxd5 würde ja Weiß selbst die Mobilmachung der feindlichen Dame begünstigen, während er nunmehr hofft, daß der baldige Damentausch auf der aufgelösten d-Linie remissives Endspiel herbeiführen werde. 10. ... dxe4, 11. dxe4—Dxd1, 12. Txd1—Lc5, 13. c3? Ein sorgloser, vielleicht aber gerade viel zu fürsorglicher Zug. Er sollte vielmehr die gegnerische Hauptdrohung nicht außer acht lassen und daher zunächst 13. h3 ziehen. 13. ... Sg4, 14. Tf1—0-0-0. Nun ist sogar die offene d-Linie in den Besitz des Schwarzen übergegangen. Der Läufer von Weiß ist unter Sperre und seine Springer hinken. 15. b4—Lb6, 16. h3—Sxf2! Ein im Sinne seiner kristallinen Ausarbeitung hervorragendes Opfer. 17. Txf2—Td1+, 18. Sf1—Thd8! 19. b5. Ein Versuch die feindlichen Streitkräfte vom Hauptkriegsschauplatz abzulenken. 19. ... Sa5! Hiermit wird eine neue Drohung Sb3 geschaffen. 20. Txa5—Txc1. Der Schluß ist nicht ohne eine gewisse Komik: Statt sich einigermassen zu befreien, vergrößert Weiß durch alle seine Maßnahmen nur den Druck feindlicher Streitkräfte. 21. Ta4—Td6—d4, 22. Sd4—exd4, 23. exd4—Txd4 und Weiß gab auf.



ZeitgemäÙ.

„Haben Sie noch was zu bemerken?“
„Ja, Herr Wachtmeister, könnte ich die StraÙe nicht in Raten abÙben, so vielleicht jeden Sonntagvormittag 'n paar Stunden?“

Humor des Auslandes.

Zusammenbruch.
„Du siehst schlecht aus, lieber Freund!“
„Ja, ich kann keine Nacht mehr schlafen! Wenn ich nicht bis zum Donnerstag nächster Woche dreitausend Mark zusammen habe, muß ich Bankrott anlagen!“
„Aber Karl, warum bist Du nicht früher zu mir gekommen?“
„Was? Könntest Du mir das Geld beschaffen?“
„Nein, alter Junge — aber ich habe so ein vorzügliches Schlafmittel!“

Ausreden lassen.
„Fräulein Hildegard, stimmt es wirklich, daß ein Kuh ohne Schnurbart wie ein Ei ohne Salz schmeckt?“
„Herr Professor, ich habe noch nie ...“
„Aber Fräulein Hildegard!“
„... noch nie ein Ei ohne Salz gegessen!“ (Herold)

Zu spät.
Kunze fährt geschäftlich in die Großstadt. Das besorgte junge Fräulein sendet ihm ein Telegramm nach: „Walter, viel Vergnügen / aber nicht vergessen, daß verheiratet.“ — Kunze erhält das Telegramm am anderen Morgen und drapert zurück: „Deutsche verpöÙet erhalten.“ (KochpöÙter.)

Haus, Hof und Garten.

Des Gärtners Tagewerk im Juli.

Unter der zunehmenden Wärme und der Fülle des Sonnenlichtes schreitet das Wachstum seiner Vollkommenheit, der Reife, rüstig entgegen, zumal öfters ein erfrischender, durchdringender Gewitterregen die erschöpften Pflanzen erquickt. Wo infolge rauheren Klimas die Vegetation erst verspätet eintritt, da bleibt es der Julisonne vorbehalten, eine üppige Entwicklung der Pflanzen zu bewirken. Dagegen tritt an trockenen Strichen, wo die Pflanzen ihr Wachstum schon ziemlich abgeschlossen haben, ein Zustand der Erschlaffung und Ruhe ein.

Im Obstgarten steht die Ernte des Beerenobstes bevor. Die Hausfrau muß eine umfassende Tätigkeit entfalten, um den Überfluß bergen und verarbeiten zu können. Rasch ist, alles Beerenobst vollständig ausreifen zu lassen. Bei der Herstellung von Gelees, Fruchtjucken und Obstweinen wird dadurch viel Zucker gespart.

Stark behangene Obstbäume sind zur Vermeidung von Abbrüchen zu stützen. Man veräume nicht, zu dicht hängende Früchte auszubünnen. In trockener Zeit sind die Bäume alle 2 bis 3 Wochen reichlich zu wässern. — Die Seitentriebe des Zwergobstes werden entfernt und die Verlängerungstrieb angekeimt. In den Weinstöcken sind die Geize und einzelne zu dicht stehende Triebe zu entfernen. Schöne Früchte der Apfel- und Birnen sollte man in Papier einhüllen. Sie entwickeln sich zu höchster Vollkommenheit und Färbung. — Nach der Ernte sind die Erde befreit eine gründliche Reinigung von blühenden Blättern, Ranken und Kraut zu unterziehen, ferner zu düngen und baden, wobei die Wurzeln zu schonen sind. Auch beim Beerenobst muß der bei der Ernte festgetretene Boden leicht gelockert, und die Sträucher mit verweitem Dünger oder mit Alberts Spezial-Gartendünger gedüngt werden. Dadurch fördert man die Fruchtknospen für das nächste Jahr ganz wesentlich.

Gegen Ende des Monats kann mit dem Veredeln des Kernobstes und der Rosen aufs Schlafende Auge am erfolgreichsten nach einem durchdringenden Regen oder nach reichlicher Bewässerung der Okulanten begonnen werden.

Immer muß man auf die Schädlinge ein wachsames Auge haben. Die Obstmaden verlassen teilweise schon die feither bewohnten Früchte und kriechen den Stämmen hinauf, um sich hier zu verpuppen. Es ist daher höchste Zeit, die bekannten Obstmadenlarven an den Stämmen anzubringen. Alles Fallobst wird regelmäßig aufgesammelt und vernichtet. Gegen Ende des Monats kann es aber bereits in der Küche verwendet werden.

Im Gemüsegarten muß in trockener Zeit fleißig

während der Abendstunden gegossen werden, um das Wachstum der Pflanzen zu fördern. Gleichzeitig ist der Boden, so oft er verkrustet ist, zu lockern. Dabei sind Unkraut und Schädlinge zu vernichten. Besonders wird auf die Eiablage des Kohlweisklingens an der Unterseite der Kohlblätter geachtet. Mit einem Griff vernichtet man die Entwicklung zahlreicher Raupen. Ebenso entferne und zerstöre man kleine Herde von Blattläusen, ehe sie sich weiter ausbreiten. Man beobachte das Auftreten von Kohlbrenne. Kranke Pflanzen sind herauszunehmen und der Boden im nächsten Jahre mit Garmisan zu desinfizieren.

Abgeerntete Gemüsebeete sind alsbald wieder zu bepflanzen. Keinen Tag darf die Sonne auf ein leeres Beet scheinen. Noch können ausgefüllt werden: Winterkohl, Rosenkohl, Kohlrabi, Erbsen, Buschbohnen, Karotten, Winterrettiche, Winterendivien und Feldsalat. Alle Aussaaten sind in frisch gegrabenes Land zu machen, das man außerdem noch gut anfeuchten sollte. Bis zur Reimung werden sie feucht gehalten, am besten mit Tüchern belegt, oder die Samen auf Beete in halbhartiger Lage gesät.

Aussaaten sind: Weikraut, Wirsing, Blumenkohl — alles späte Sorten — Salat, Endivien, Eschsalot und Lauch. Auch diese Pflanzungen müssen in frisch gegrabenes Land, mit verrottetem Mist gedüngt, zu stehen kommen. In der ersten Zeit wird dann reichlich gegossen, damit die Pflanzen gut anwachsen.

Bei den Tomaten entfernt man die Seitentriebe und Blätter, die die Früchte beschatten. Die Hauptstängel müssen wiederholt angekeimt werden, damit sie nicht unter der Last der Früchte zusammenbrechen. Die Kürbissträucher kappe man 3 bis 4 Blätter über der Frucht und lasse jeder Pflanze nur wenige Früchte. Sobald die Blätter der Zwiebeln an der Spitze vergilben, sind sie zur Ernte reif und werden aus der Erde genommen.

Im Blumengarten sind jetzt Vorkehrungen für den nächstjährigen Flor zu treffen. Zu diesem Zweck werden ausgefüllt: Stiefmütterchen, Bergheimeinigkeit, Nelken, Glodenblumen, Fingerhut, Ritterstern, Malven und andere, für die Zimmerpflanze Primel, Adonisweiden und Kleeblau. Wertvolle Nelken werden durch Absenken vermehrt. — Die Erde in den Balkonkästen ist öfters leicht zu lockern und mit schwefelsaurem Ammoniak zu düngen. Gegen grelle Sonne werden die Blumen in der Mittagszeit durch Auflegen von Papier vor raschem Verblassen geschützt. — Der Rasen ist öfters bei Regenwetter zu schneiden und reichlich zu bewässern. Unkraut muß stets entfernt werden. Die Ranten sieht man von Zeit zu Zeit scharf ab.

Knospenbildung wesentlich. Im weiteren lasse man es nicht an einer flachen Bodenlockerung fehlen. Sie regt die Tätigkeit der Bodenbakterien immer wieder von neuem an und erhält dem Boden die Fruchtbarkeit zugleich wird das Unkraut zerstört, das dem Boden mehr Wasser entzieht, als man gewöhnlich annimmt.

Fehler beim Tomatenbau.

Die Tomaten brauchen zu ihrer Entwicklung einen recht freien Stand, damit Licht, Wärme und Luft ungehindert Zutritt haben. Dabei ist die eintriebige Kultur an Stäben oder die zwei- und dreitriebige an Spalieren sehr zu empfehlen. Ein Hauptfehler wird dadurch gemacht, daß an den Pflanzen viel zu viel herumgeschnitten wird. Es ist nicht im Interesse der Entwicklung der Tomaten schon frühzeitig die Seitentriebe (Geize), die in den Blattachsen stehen, zu entfernen. Sie helfen nämlich die Pflanze ernähren und fördern ihren Aufbau. Man warte daher mit ihrer Beseitigung, bis sie sich recht kräftig entwickelt haben. Dann ist es auch Zeit, die Wurzeltriebe wegzuschneiden, soweit sie nicht verwendet werden. Unterbleibt der Schnitt der Tomaten gänzlich, dann gibt es bald ein wildes Durcheinander, gerade nicht zum Vorteil der Ausbildung der Früchte. Erst wenn diese ihrer Reife entgegengehen, entferne man die beschattenden Blätter (aber auch nur diese), damit die Früchte in der Sonnenglut schneller reifen. Ende August sind alle Blüten zu unterdrücken, da die daraus etwa entstehenden Früchte doch nicht mehr reifen. Im Hochsommer sollen die Tomaten reichlich bewässert werden. Die Stängel befestigt man von Zeit zu Zeit an Stäben an, damit sie nicht unter der Last der Früchte zusammenbrechen.

Pflanzenvermehrung durch Stecklinge.

Der Juli ist der geeignetste Monat zur Vermehrung unserer Blumen durch Stecklinge. Dies ist für den Gärtner, der über Treibhaus und Mistbeet verfügt, eine Kleinigkeit. Für den Laien seien einige Winke gegeben, um auch ihm trotz der mangelnden Einrichtungen den Erfolg zu sichern. Zunächst beschafft man sich ein Kistchen, etwa von der Größe eines Zigarrenkastens, sowie eine darauf passende Glascheibe. In den Boden kommen einige Abwaschlöcher für das Wasser, die mit kleinen Scherben bedeckt werden. Darauf kommt eine zwei fingerhohe Torfschicht. Als Erde dient ein Gemisch aus Sand mit Laub- oder Torferde. Diese wird bis 5 Zentimeter unter den Rand eingefüllt. Die Stecklinge können von Pelargonien, Nelken, Hortensien, sowie Topfpflanzen genommen werden. Außerdem lassen sich immergrüne Gehölze und Rosen bei richtiger Behandlung leicht durch Stecklinge vermehren. Man schneidet diese mit einem scharfen Messer kurz unter einem Auge. Nellen spaltet man an der Schnittfläche etwa 2 Millimeter tief, damit sie sich besser bewurzeln. Die Stecklinge werden dann fest, aber nicht zu tief in die Erde gesetzt. Der Kasten ist darauf mit der Scheibe zu bedecken. Täglich spritzt man je nach der Witterung 2- bis 3mal mit lauem Wasser. Das an der Scheibe in Tropfen hängende Dunstwasser wird weggewischt. Wenn die Stecklinge treiben, ein Zeichen, daß sie sich bewurzeln, kommt zwischen Glas und Kasten ein fingerstarkes Stöckchen. Während der ganzen Zeit sind die Stecklinge durch ein Blatt Papier vor starker Sonneneinstrahlung zu schützen. Dies kann nach erfolgter Bewurzelung ebenso wie die Scheibe weggelassen. Man zieht dann die Pflänzchen vorsichtig aus der Erde, damit die Wurzeln nicht beschädigt werden und noch etwas Erde daran haften bleibt. Sie werden erst in kleinere, später in größere Töpfe gesetzt.

Von Pelargonien kann man auch Stecklinge in Töpfe pflanzen, die zu $\frac{1}{4}$ mit sandiger Mistbeeterde gefüllt sind, und über die eine kleine Glasglocke gestülpt wird. Die Steck-

linge kommen an den Rand des Topfes, weil hier eine ständige, für die Bewurzelung günstige Luftzirkulation herrscht. Oleander und Gummibaum stellt man in Wasser, weil sie sich hier am besten bewurzeln.

Schnelle Entwicklung des Kopfsalats.

Das Geheimnis einer erfolgreichen Kultur des Kopfsalats besteht lediglich in der Förderung eines raschen Wachstums. Sie bietet den Vorteil, daß seine Blätter nicht hart und bitter werden und nicht, ehe er sich zu einem festen Kopf schließt, in die Höhe schießen. Vor allem ist das große Wasserbedürfnis des Salates durch regelmäßiges und durchdringendes Gießen namentlich in der trockenen Zeit zu befriedigen. Außerdem ist der Boden durch öfteres Lockern offen zu halten, damit ein großer Teil der Feuchtigkeit wieder verdunstet. Soll sich der Salat endlich ohne Stöckchen entwickeln, so müssen ihm die nötigen Nährstoffe in Form von reichlichem Düngung zur Verfügung stehen. Bald nach der Pflanzung sollten daher öfters Dünggüsse von Spezial-Gartendünger (10 Gramm auf 1 Liter Wasser), verabfolgt werden. Verdünnte Jauche darf nur zu Anfang der Entwicklung verwendet werden, später beeinträchtigt sie den Geschmack.

Für den Herbst ist man den Kopfsalat am vorteilhaftesten gleich an Ort und Stelle. Bei der Aussaat werden in einer Entfernung von etwa 25 Zentimeter einige Körner in das frisch gegrabene Beet recht flach in die Erde gedrückt. Von den aufgewachsenen Pflanzen läßt man nur die stärksten zur Weiterentwicklung stehen. Dadurch werden besonders große, feste und haltbare Köpfe erzielt. Je nach dem Wetter ist der Salat bereits Mitte September oder Anfang Oktober erntereif. Als Sorten eignen sich für die Sommerkultur der wegen seines kräftigen Geschmacks von Liebhabern besonders geschätzte Riesenkopf, die sehr widerstandsfähige Sorte Wunder von Stuttgart, ferner für den Nachsommer Rudolfs Liebling, sowie der gelbe und braune Trostkopf.

Die Bekämpfung des Huflattichs.

Huflattich kann sich nur dort in größeren Mengen vorfinden, wo die Böden mehrere Jahre wenig oder gar nicht bearbeitet werden. Die außerordentlich sahe Wurzel bildet, gleich der Quacke, größere Mengen von Ausläufern, und jedes Stüchchen gibt eine neue Pflanze. Fortgesetztes Abstreichen der erscheinenden Blätter während des ganzen Sommers bringt die Pflanze langsam zur Entfristung, doch dauert dieser Vernichtungskrieg jahrelang. Das einzige Mittel ist harte Jauchedüngung. Vorteilhaft ist eine Beigabe von Kainit und Thomaschlacke, zweimaliges, tüchtiges Durcharbeiten des Bodens mit Pflug und Egge und darauffolgender Rübenbau. In leichterem Boden kann auch dichter Grünfütterbau betrieben werden, nur ist darauf zu achten, daß nach dessen Überntung der Boden nicht lange müßig liegt, sondern wieder eine baldige Bearbeitung erfährt. Im folgenden Jahre wird der Anbau von Kartoffeln und deren sorgfältiger Bearbeitung mit der Handhabe den etwa noch erscheinenden Nachzügeln die letzten Existenzmöglichkeiten nehmen. Es ist stets zu bedenken, daß die Huflattichpflanzen ein Jahr im Boden liegen können, ohne völlig absterben, und daß zur vollständigen Vernichtung zwei Jahre gehören, während deren die Wurzeln keine Ruhe im Boden haben dürfen. Die angegebene Methode hat sich bei allen Unkräutern bewährt, die im Boden Ausläufer treiben. Blüten und Blätter des Huflattichs liefern einen heilkräftigen Tee gegen Husten und Keiserkeit.

Erprobte Ratschläge.

Das Veredeln der Obstwildlinge kann in diesem Monat, namentlich an regnerischen Tagen begonnen werden, da sich dann die Rinde gut löst. Allerdings müssen die Reiser, denen die Augen (Knospen) entnommen werden, bereits gut ausgereift sein, die Augen selbst schon gut ausgebildet. Sonst warte man lieber noch einige Zeit mit dem Veredeln, wozu auch noch im August Zeit ist. Die vollkommensten Augen sitzen gewöhnlich in der Mitte der jungen Triebe. Die Edelreiser dürfen jedoch nur von völlig gesunden, fruchtbaren Bäumen, am besten von der Südseite genommen werden.

Zwiebeln gehen ihrer Reife entgegen, wenn die Blätter schlaf werden und sich zur Seite neigen. Auch das Absterben der Blattspitzen ist ein untrügliches Zeichen dafür. Es ist nicht möglich, die Reife gewaltsam durch Umbrechen oder Umknicken der Blätter herbeizuführen. Diese Maßnahmen beeinträchtigen die Haltbarkeit der Zwiebeln um so mehr, je früher sie vorgenommen wird. Sie sollte nur im Notfall angewandt werden, wenn in der Reifezeit, etwa Mitte August eine Regenperiode die Ernte unmöglich macht, da sonst die Zwiebeln zu neuer Knospenbildung angeregt werden.

Das Entblättern der verschiedenen Kohlsorten ist für ihre Entwicklung ganz und gar nachteilig, und sollte daher unterbleiben. Es läßt sich auch nicht durch etwaigen Nahrungsmangel entschuldigen. Dasselbe gilt auch von dem Sellerie, dessen untere Blätter häufig in der Meinung beseitigt werden, daß dadurch stärkere Knollen erzielt würden. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall, da in den Blättern vorwiegend Stärke gebildet wird. Dies kommt aber in den Knollen zur Ablagerung und trägt so zu deren Verdünnung bei. Nur die vergilbten Blätter beim Sellerie, die vom Kopf befallen sind, können weggewonnen werden.

Der Rasen bedarf während des Sommers einer besonderen Pflege, wenn er sein schönes Aussehen bewahren soll. Reiche Bewässerung ist ihm während dieser Zeit besonderes Bedürfnis. Ein Überprüfen des Abends nach heißen Tagen erfrischt ihn zwar, ist aber durchaus nicht hinreichend. Wenn er nicht unter der Sonnenglut stellenweise verdorren soll, so bleibt nichts anderes übrig, als ihn gründlich zu bewässern. Dabei ist er an regnerischen Tagen öfters abzumähen. Niemals soll das Gras so hoch werden, daß es sich umlegt. Nach jedem Schnitt ist er zur Kräftigung zu düngen, am einfachsten mit einer Lösung von Spezialdünger (10 Gramm auf 10 Liter Wasser).

Die frühblühenden Winter-Stiefmütterchen, die vom Herbst bis tief in den Sommer ausblühen, sollte man nach der Hauptblütezeit unter Schonung der Grundsprossen vorsichtig abschneiden. Sie wachsen bald nach und bereits Ende August entfalten sie neue Blüten.

Bei den Schlingrosen sind die alten Schößlinge gleich nach der Blüte zu beseitigen. Junge, kräftige Triebe dienen als Nachwuchs. Alter, schwächlicher Stodauschlag ist ebenfalls zu unterdrücken. Die starkwüchsigen Kletterer brauchen sehr viel Nahrung. Regelmäßige Dünggüsse sind daher im Sommer angebracht.

Wurzelechte Obstbäume.

Ein Obstbaum ist wurzelecht, wenn Stamm und Krone auf der ursprünglichen Wurzel stehen, also eine ganze Entwicklung von einem Wildlings abstammt. Mit anderen Worten: von der Gattung der Wurzel kann nur bei nicht veredelten Bäumen und Sträuchern die Rede sein. Allerdings wird man bei derartigen Fruchtstücken besonderen Wert darauf legen, daß sie möglichst vollkommene, also edele Früchte bringen.

Wurzelechte Obstbäume lassen sich namentlich beim Steinobst aus Wurzelabschlägen und Samen, bei den Beerensträuchern auch aus Wurzelabschößlingen, Absentern und Stecklingen ansiehen. Sie zeigen alle mehr oder weniger die guten Eigenschaften der Mutterpflanzen. Das ist häufig der Fall bei Sauzwetischen, den Bühlerswetischen, den Obheimer Weisselbischen, sowie den Johannis- und Stachelbeerstämmen. Auch einzelne Pflanzsorten, wie Blutplisch und Weinbergplisch lassen sich durch Kernaussaat wurzelecht und fortpflanzend. Ebenso sind die Weinstöcke meist aus Stecklingen wurzelecht gezogen. Wertwüchsigkeit machen die Kernobstsorten in der Regel keine Ausläufer, wodurch eine wurzelechte Vermehrung außer Betracht kommt. Auch die Sämlinge des Kernobstes degenerieren in den allermeisten Fällen.

Seit altersher werden die Hauszwetischen aus den Wurzelabschlägen oft in einem zu dichten Stand in den Gärten auf dem Lande aufgezogen. Dabei wird vielfach keine Rücksicht darauf genommen, ob der junge Abstammung einen schönen, geraden Stamm hat und von einem besonders fruchtbaren Mutterbaum mit großfruchtigen Zweigen stammt. Eine sorgfältige Auswahl unterbleibt in den meisten Fällen. Es ist daher entschieden vorteilhafter, in den Baumkulturen auf Pflanzenzüchtung veredelte Zwischensbäume zu erwerben. Man erhält dort schöne, kräftige, wüchsigke Stämme mit gutem Wurzelwerk, während die aus Wurzelabschlägen aufgezogenen Stämme durchwegs schlechte Wurzeln haben und längere Zeit brauchen, die Krone zu bilden. Sie erlangen so erst späte Fruchtbarkeit.

Sorgfältige Wurzelpflege im Sommer.

Eine dringende Notwendigkeit.

Mancherlei Schäden lassen sich im Sommer erst erkennen, deren Ursache sich auf die Winterkälte zurückführen läßt. Vielfach befinden sich die Bäume in einem fast geschwundenen Zustand. Das ganze Wachstum zeigt nicht die gewohnte Uppigkeit und Frische. Nur verkümmert entwickeln sich die Triebe und Blätter, die dazu eine gelbliche Farbe haben. Hier versagen vor allem die Wurzeln in ihrer Tätigkeit. Darum ist eine sorgfältige Wurzelpflege während des Sommers dringend notwendig. Sie besteht in der Hauslage in einer reichlichen Bewässerung. Man lasse sich durchaus nicht irre führen durch geringe Niederschläge, die bei weitem nicht ausreichen, um in die Tiefe des Erdbereichs zu dringen und dort den größten Teil der Wurzeln zu speisen. Es sind daher etwa 30 Zentimeter tiefe Gräben am Rande der Baumstämme aufzuwerfen und jedem Baum mindestens alle drei Wochen Wasser zu verabfolgen. Nur auf diese Weise retten wir jene kümmerlich wachsenden Bäume vor dem Untergang und lassen sie zu neuem Leben an. Gleichzeitig ist eine Stützabstützung angebracht. Entweder wird verdünnte Jauche dazu verwendet oder schwefelsaures Ammoniak in Form von einer wässrigen Lösung (auf 1 Quadratmeter 30 Gramm), die außerordentlich rasch wirkt. Bei gesunden Bäumen verwendet man besser Spezial-Obstbaumdünger, den man etwa 100 bis 400 Gramm je nach Alter und Größe derselben in den genannten Gräben gleichmäßig verteilt, dann 2 bis 3 Gießkannen darauf gießt und schließlich mit Erde auffüllt. Dieser Dünger bewirkt die nächstjährige

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 172.

Sonntag, 5. Juli.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sibylle setzt sich auf einen Schemel neben den Herd und läßt die Tür zur Diele offen. So kann sie jederzeit nach ihm sehen. Beide Hände schlingt sie um die Knie und grübelt nach.

Was soll sie machen? Jetzt in der Nacht kann sie Frau Elisabeth nicht benachrichtigen, weil sie niemand zum Schiden hat. Vor allem aber müßte der Medikus her, um das Blut zu stillen und die Wunde richtig zu verbinden. Die anderen Frauen sind ja alle so voll Angst, da wird sie morgen mit dem Frühesten selber gehen. Am hellen Tage bedroht sie niemand. Leise steht sie auf und legt noch einige Holzscheite nach in die Herdglut, damit das Feuer nicht ausgeht, die ganze Nacht. Ein behagliches Prasseln knistert durch die Stille. Von nebenan kommt ein Stöhnen.

Seidenbender wirft sich herum im Halbschlaf. Er ist voll Unruhe.

Da holt sie leise noch warme Decken, damit der Verwundete nicht kalt wird auf der harten Diele. Dann schleicht sie zur Muhme Dorothee. Die schnarcht so fest und süß, daß es ihr ordentlich leid tut, sie zu wecken. Aber es muß sein.

„Muhme Dorothee, Ihr müßt schnell aufstehen, denn wir haben einen Verwundeten auf der Diele. Und der muß umgehend den Medikus herbekommen. Ich laufe zur Stadt, indes müßt Ihr aber Wache halten bei ihm, wenn er etwa nach Wasser rufen sollte.“

Um die Mittagszeit des folgenden Tages hörten sie das traurige Glöcklein wimmern über der Stadt. Es wurden die von der Mauer Verschlütteten begraben, mit ihnen auch die Frau, die man heute in der Frühe gefunden. — Dazwischen dröhnten immer wieder wie dumpfe und schwere Kanonenschüsse die Pulversprengungen der übrigen Türme.

Seidenbender lag im Halbschlaf auf seinem Lager.

Sibylle hatte am frühen Morgen den Arzt geholt. Und auch den Oheim Gildenborn hatte sie gebeten zu kommen. Dann war sie ins Seidenbender-Haus gelaufen und hatte Frau Elisabeth Nachricht gebracht. Aber die wollte in dieser gefährlichen Zeit das Haus nicht verlassen.

Sibylle war jetzt mit dem Kranken allein. Ein gelber Streifen der Nachmittagssonne säumte die Wände. Das Mädchen ordnete eben das Zimmer, da hörte es hinter ihrem Rücken ihren Namen aufrufen.

Sie fuhr herum, denn sie hatte gemeint, Seidenbender schlief fest. Aber er lag mit großen, offenen Augen und sah zu ihr herüber.

„Hat man Frau Elisabeth Nachricht gebracht, wo ich bin?“

Sibylle war an sein Bett getreten. Sie nickte.

„Ich war heute morgen selber da und habe der Seidenbenderin alles erzählt.“

Seine Hände fuhrn unruhig über die Decke.

„Und warum kommt sie nicht zu mir? Hat sie schon nimmer ein Stündlein Zeit mehr übrig für mich?“

Sibylle zögerte sekundenlang. Dann sagte sie fest:

„Frau Elisabeth ist in Sorge um Euch und entbietet Euch ihren allerbesten Gruß. Sie darf heute die Tore dieser Seite nimmer passieren, da alles gesperrt ist durch

die Franzosen. Denn sie befürchten erneutes Unglück durch ihr Sprengen.“

„Und wie seid denn Ihr heute morgen hindurchgekommen, Jungfer Sibylle?“

„Es war just vor der Sperrung noch, Herr Seidenbender. Aber Ihr dürft nimmer soviel reden, der Medikus hat es streng verboten.“

„Ach, laßt ihn schwächen, Jungfrau Sibylle. Mein Kopf ist schon viel freier jetzt. Und lange halte ich es nimmer aus, so still zu liegen wie ein altes Weib im Sterben. Muß jetzt mehr denn je auf dem Posten sein, wer darf da an Krankheit denken?“

„Je ruhiger Ihr Euch verhaltet, desto eher seid Ihr wieder gesund, Herr. Und Ihr wißt, wie dringend Worms Euch braucht, also seid vernünftig.“

Ein Lächeln ging über sein Gesicht.

„Wie streng Ihr werden könnt, Sibylle. Ich hätte Euch das garnicht zugetraut. Doch eine Frage noch: Wer hat mich diese Nacht gefunden unter der gestürzten Mauer?“

„Ich hörte den lauten Schrei jener Frau, die erschlagen ward. Da lief ich hin, weil ich meinte, es sei einer in Not. Und es hat es sonst wohl auch niemand weiter gehört in der Nacht.“

„Und Ihr habt keine Furcht gehabt, Sibylle?“ Sie steht an ihm vorüber auf den Schnee draußen vor dem Fenster.

„Habt Ihr mir nicht einmal gesagt, wir Frauen sollten stark und froh und hilfsbereit sein?“

Es war ein warmes Aufleuchten in seinen Augen bei ihren Worten.

Da sagte er leise, wie verträumt: „Sibylle, ich möchte Euch etwas fragen.“

„Fragt nicht!“ schrie jäh ihre Seele, „so fragt lieber nicht, denn ich habe so große Angst davor. Mir ist, als ob Ihr etwas fragen wolltet, worauf ich nimmer, nimmer eine Antwort geben darf.“ Laut sagte sie, — fast ein wenig gleichgültig:

„Es wird Euer Fragen nimmer so wichtig sein, Herr Seidenbender. Ich meine, morgen oder sonstwann wäre auch noch Zeit dazu. Dieweil Ihr jetzt sehr der Ruhe bedürft.“

Er blieb still, ohne ein Wort zu sagen, folgsam, wie sie es wollte. Aber in seinem Innern gaben die Gedanken keine Ruhe.

Sibylle saß aufrecht neben seinem Bett. Sie hatte die Hände gefaltet.

„Und führe uns nicht in Versuchung!“ Immer wieder stöhnte es in ihrer Seele. Aber es war plötzlich, als seien da zwei Sibyllen, die haderten miteinander. „Fühlst Du es denn nicht? Merkst Du es denn nicht, wie gut er Dir ist? Nun, seine Seele hungert nach tiefer wahrer Frauenliebe? Wie er darbt neben dieser Frau Elisabeth, die ihn nie verstehen wird, weil sie ihn so wenig liebt. Sei nicht töricht, Sibylle, sondern nimm wie ein Gnadengeschenk, — wie eine goldene Krone die Liebe dieses Mannes!“

Die Welt steht in Brand. Überall ist Krieg und Not und bitterer Tod. Greife mit harter, mutiger Hand hinein in das Leben, — das kurze, seltsame, brennende Menschenleben! Und nimm Dir, was eine

andere achtlos beiseite schiebt. Gib Du ihm, was eine andere ihm nicht geben kann! Laß Deine Liebe das leuchtende Licht, die stärkende Kraft sein für diesen Helden von Worms!"

In den Märztagen war es. Wie so oft standen die Bürger aufgeregt auf dem Marktplatz und besprachen die drohende Haltung der Franzosen. Eben war die Rede auf Johann Friedrich Seidenbender gekommen, der immer noch krank im Wormser Hause lag.

Da sahen sie ihn entgegenkommen, den Mann mit der Binde um die Stirn. Gestützt auf das hohe, blonde Mädchen, das stark und ernst an seiner Seite ging. Die Bürger verstummten und hoben dann jubelnd die Hände.

"Johann Friedrich Seidenbender ist wieder da! Gott sei gelobt! Nun muß es wieder besser werden mit Worms."

Und dann traten sie einzeln heran und drückten Seidenbender die Hand.

Es hatte die Not der Vaterstadt sie alle fester miteinander verbunden denn je.

Und Seidenbender war es, als sei die alte Kraft wieder über ihn gekommen, die ihn von neuem das Schicksal der Stadt Worms auf seine Schultern nehmen ließ.

Er brauchte sich nicht mehr auf Sibylles Arm zu stützen. Frei stieg er die Stufen zu seinem Hause empor. Wenn auch sehr schwer und sehr langsam.

Ehe er den Klopfer hob, wandte er sich noch einmal um. Wie treue, altbekannte Freunde grüßten ihn die Türme und Türmchen der Kapellen. Die St. Paulus- und die St. Andreaskirche, das Marien-Münster und der Dom! In den stillen, klaren Himmel reckten sie sich hinauf. Weit über die traurige Wirrnis dieser armen, kleinen Erde. Sibylle sah wieder den alten Glanz in seinen Augen und das eiserne Wollen, das jede Schranke niederzwang. Da wurde sie froh und wandte sich langsam zum Gehen. Er ging hinein und schien sie ganz vergessen zu haben.

Sie hatte die Pelzjacke vorn geöffnet, denn es war ihr warm geworden. Nun ging sie rasch durch die kleine Gasse zum Lindenhof, wo Ohm Gildenborn wohnte. Sie fand sein Häuslein wie immer unverschlossen und trat nach kurzem Klopfen in seine Stube. Da saß er am Tisch, beide Arme auf die Platte gelegt, den grauen Kopf darüber.

Sie erschraf, denn sie meinte, er wäre eingeschlafen oder krank. Behutsam trat sie herzu, um ihn nicht zu erschrecken. Legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte leise:

"Ist Euch nicht gut, Ohm Gildenborn?"

Langsam hob er den Kopf und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. Sie setzte sich neben ihn und sah ihn ängstlich an.

"Ihr habt geweint, Ohm Gildenborn? Das habe ich ja noch nie bei Euch gesehen, habt Ihr Schmerzen? Seid Ihr krank?"

Er schüttelte den Kopf und versuchte wieder zu lächeln. Aber die traurigen Augen strafte ihn Lüge.

Er strich mit den Händen über sein glattes, graues Haar und suchte nach Worten.

"Sie sind nun doch schon bis ins Innere der Stadt gekommen mit ihrer Zerstörung. Darum sind mir die Tränen in die Augen getreten. Das habe ich nimmer geglaubt. Nie und nie."

Er faltete die Hände auf dem Tisch und sah mit seinen klaren Kinderaugen zu Sibylle herüber.

"Alle Tage habe ich den Herrgott gebeten, unsere Stadt zu beschützen. Aber es geht nimmer weiter mit dem großen Unheil und der Verderbnis. Mein alter Kopf kann nicht mehr fertig werden damit. Wo soll das denn alles noch hinführen?"

Weich legte ihm Sibylle ihre Hand auf die Schultern.

"Nun kommt der Frühling, Ohm, und da werden die Franzosen wohl wieder anderes zu tun bekommen. Den Winter über mußten sie hier festliegen, das hat nun ein Ende. Bald werden sie weitermarschieren, und für Worms gibts wieder Ruhe."

"Meint Ihr, Sibylle? Aber es ist auch wohl alles nur so schlimm geworden, weil der Seidenbender krank war."

Freudig sagte Sibylle:

"Seidenbender ist schon wieder in der Stadt. Ihn hat's nicht länger mehr still gehalten im Wormser Hause". Jetzt schlug der alte Mann erfreut die Hände zusammen. "Seidenbender wieder hier? Gott sei Lob und Dank!"

Und ordentlich erleichtert atmete er auf dabei.

Er stand auf und trat an sein Fenster, wo Tulipan und Narzissen in vollster Blüte prangten. Dazwischen Hyazinthen mit wunderbar kräftigem Duft. So etwas kannte man damals in Worms noch garnicht zu dieser Jahreszeit. Aber er bekam die Knollen alle Jahre aus Holland geschenkt.

Er greift jetzt nach Sibylles Hand, die neben ihn getreten war.

"Es war nicht recht vorhin von mir, daß ich so kleinmütig und verzagt war."

Jetzt gewährte er auf der Spitze seines Lindenhofes eine Drossel. Die hub ihr liebliches Flöten an, denn die Sonne war am Untergehen. Seine Augen leuchteten auf, und er freute sich wie ein Kind.

"Es ist die erste in diesem Jahr, die ich höre. O, Du lieber, kleiner Vogel! Willst mich gar beschämen mit Deinem lauten Jubelsang!"

Als Sibylle wieder gehen wollte, nickte er freundlich.

"Ich gebe Euch das Geleit, Jungfrau. Die Drossel hat meine Seele wieder froh und licht gemacht. Der die Vögel unter dem Himmel nährt, die nicht säen und nicht ernten, — der wird auch seine Menschenkinder nicht vergessen!" —

Es hat sich im Jahre 1689 der Frühling wenig an Menschenhaß und Menschennot gelehrt. Er ist mit leisen Schritten von Süden über die Lande gekommen und hat Besitz ergriffen von allem, das da grünen und blühen wollte.

An dem großen Fenster stand Sibylle und sah hinaus. Wie gewaltig brausten die Rheinwässer dahin, tanzende Eisschollen auf ihren grüntönen Armen nordwärts tragend. Und jenseits des Rheines über die weite Ebene fort sah man die blauen Höhenzüge des fernen Odenwald im zitternden Frühlingsdunst.

Zu derselben Stunde klappte unangemeldet die Rathausstreppe sporenklirrend ein französischer Offizier hinauf. Fragte den zitternden Ratsdiener nach Johann Friedrich Seidenbender, der in wichtige Schriftstücke vertieft in seinem Arbeitszimmer saß.

Seidenbender wunderte sich nicht, als der französische Offizier bei ihm eintrat. Es war nichts Neues, daß die Herren bei Tages- und bei Nachtzeit mit ihren Wünschen zu ihm kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise.

Liebste Frau, was treibt dich in die Felder,
Die gebeugt in Sonnengluten stehn?
Laß' uns beide durch die hohen Wälder,
Hand in Hand, in grüner Rühle gehn!

Liebster Mann, es läuten alle Gloden
Deiner Worte mir vergeblich zu —
Deine Bäume können mich nicht loden,
Stehen gar so fern in stolzer Ruh!

Aber siehe, meine Ähren neigen
Schwer von Frucht sich tief zur Erde hin,
Meine Ähren, die mir heute zeigen,
Daß ich eine ihres Wesens bin.

Meine Hände möcht' ich segnend breiten!
Laß' uns stillen Grußes näher gehn,
Laß' ganz langsam uns vorüberschreiten,
Al den goldenen Segen will ich sehn.

Minna v. Konarski

Die schwimmende Kirche.

Von Alexander Graf Stenbock-Fermor.

Auf der Spree, am Gröbenufer, nicht weit vom Schleifschiffen Tor, liegt ein großer, weißer Schleppkahn vor Anker. Es ist nicht viel Bemerkenswertes an ihm, ein Fahrzeug, wie jedes andere, und leicht bläst man darüber hinweg. Nur wenn man besser aufpaßt, erkennt man seltsame Dinge. Born am Bug über einem Holzbogen ragt ein hölzernes Kreuz hoch, und unter dem Bogen baumelt eine mächtige, silberne Glode. Dieses Schiff — so stellt sich heraus — ist kein gewöhnlicher Schleppkahn, sondern eine Kirche, eine richtige Kirche auf dem Wasser, eine „schwimmende Kirche“, eingerichtet für die Binnenschiffer.

Im Andachtsraum ist Platz für hundert Personen. Ein Harmonium ist vorhanden. Der Altar kann durch eine Rollwand abgeschlossen werden, bei weltlichen, geselligen Veranstaltungen. Es gibt noch einen Erfrischungsraum und ein Lesezimmer. In diesem „Kirchenschiff“ werden alle kirchlichen Feiern abgehalten, die denkbar sind: Gottesdienste, Trauungen, Taufen, Konfirmationen, Abendmahl- und Begräbnisse. Das Schiff liegt zwei bis drei Sonntage am selben Ort, dann schleppen es Dampfer weiter. Berlin hat neun Häfen und zwölf Wasserstraßen, da muß die Schiffskirche viel herumfahren, fast überall taucht sie für einige Zeit auf. Seit 27 Jahren schwimmt sie in den Berliner Gewässern.

Am meisten ist im Winter zu tun. Zehntausend Schiffer üben ihren durchschnittlich in Berlin. Die Schifffahrt ruht zu großen Teil, die Flüsse sind vereist. Für die Kinder der Binnenschiffer bleibt der Winter als einzige Schulzeit. Ein durchgehendes Schuljahr gibt es für sie nicht. Im Sommer leben sie einsam mit den Eltern auf dem Kahn, der monatelang dieselben Wasserstraßen hinauf- und hinunterzieht.

Es ist Sonntagmorgen, zehn Uhr. Der alte Rüster im schwarzen Gehrock, ein Vereinsabzeichen im Knopfloch, schwingt die schrilltönende Schiffsglocke. Die Schiffer, ihre Frauen und Kinder, sammeln sich am Ufer. Sie klettern über den wackligen Steg in den Kirchentahn. Ich schließe mich an. Die Männer haben ordentliche blaue Anzüge an und blaue Kapitänsmützen auf, die Gesichter sind rotbraun gebrannt. Die Jungen tragen ihre Konfirmationsanzüge, schwarze Handschuhe. Der Rüster kommt zum Kajüteneingang und schüttelt jedem einzelnen von uns die Hand. Wir steigen die Treppe herunter. Im Vorraum hängt ein großes Bild von Wilhelm II. hinter Glas. Der Kaiser in prächtiger Admiralsuniform, sehr pathetisch und stolz, die Schnurrbartspitzen in die Augen gekämmt. Wir treten in den langen, schmalen, behaglichen Andachtsraum. Wir sehen uns auf kleine Holstühle. Ich sehe nur ältere Männer, viele Frauen, Kinder. Die Kirche ist gut besucht.

Ein weißhaariger Mann spielt das Harmonium. Zwei alte Frauen, die den Kirchendor bilden, singen zweistimmig. Dann singt die Gemeinde einige Strophen.

Der Pastor, ein großer, bärtiger Mann, taucht hinter einer kleinen Kajütentür auf und zündet die Kerzen am Altar an. Nun folgt die Predigt. Sie handelt von der Not in Deutschland und in der ganzen Welt.

Man meine zwar, so sagt der Pastor, das heutige Elend sei eine Folge der Wirtschaftskrise und des Krieges. Das sei aber nicht der wahre Grund. Der wahre Grund sei der Abfall des Menschen von Gott. Der Mensch hat sich von Gott los gesagt, da könne man es dem lieben Gott nicht verübeln, wenn er jetzt die Gottlosigkeit hart bestraft. In Rußland habe man zum Beispiel die Gottlosigkeit auf das Banner geschrieben, und nirgends sei das Brot so teuer wie in Rußland. Es gebe nur einen einzigen Weg aus aller Not: Rückkehr zu Gott. Dann würde alles gut werden.

Die Kerzen bescheinen das hunte Altarbild hinter dem Pastor. Christus steht auf der stürmenden Meeresfläche und streckt rettend die Hand aus nach Petrus, der in den Wogen versinkt. Auch die Sprüche über den Kajütentauern haben stets etwas mit der Seefahrt und dem Wasser zu tun:

„O, daß du auf meine Gebote merkest!

So würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom
Und deine Gerechtigkeit wie Meereswellen.“

„Die Wasserströme erheben sich,

Wasserströme erheben ihr Brausen,

Der Herr aber ist noch größer in der Höhe.“

Der Pastor predigt. Die Schifferkirche schaukelt leicht hin und her. Durch die Kajütentüren kommen schmale Sonnenstrahlen. Draußen fahren Dampfer vorbei, die Wellen schlagen leise an die Bordwände.

Die Schiffer lauschen aufmerksam, die schweren Hände auf die Knie gepreßt. Nur ein kleines Mädchen im weißen Kleid spielt gedankenlos mit ihrer Gürtelschnalle. Und ein alter Mann, braunbäutig und faltig, hat die Augen geschlossen und ist eingenickt.

Die Predigt ist aus. Die Gemeinde singt die letzte Strophe. Der Pastor gibt den Segen und teilt die letzten Geschehnisse in der Schiffergemeinde mit. Der Gottesdienst ist beendet. Schwerfällig erheben sich die Männer und die Frauen. Im Vorraum wird ein Klingelbeutel herumgereicht für die notleidenden Schifferfamilien. Der Rüster drückt wieder jedem von uns zum Abschied die Hand. Wir klettern über den Holzsteg zum Ufer.

Die Sonne spiegelt sich im Wasser. Am anderen Ufer der Spree liegen schmutzig-graue Fabrikhallen, lange Schloten stehen vor dem blauen Himmel.

Über das Geländer der Spreebrücke hängen Menschen in dichter Kette und starren ins Wasser. Weißgeseidete junge Leute rudern in Paddelbooten. Vergnügungsdampfer tauschen vorbei.

Ich gehe hinter einigen alten Schiffen her und versuche ihr Gespräch zu hören. Doch sie reden nicht von der Predigt. Sie reden von den täglichen Sorgen und der großen Not. Die Rähne lägen oft mehr als ein halbes Jahr unbeschäftigt da, ohne Ladung. In der Zwischenzeit müsse man doch leben, die Gläubiger drängen; die Fracht sei bereits beliehen, verpfändet, abgetreten, ehe sie überhaupt auf den Kahn kommt! Und die Schiffer mühten wie die Bettler zur Wohlfahrtspflege gehen. Immer schlimmer würde es mit der Binnenschifffahrt von Tag zu Tag. Das seien mal Zeiten! Und im Reichstag spreche man immer viel von der notleidenden Landwirtschaft — aber die armen Schiffer habe man ganz vergessen.

Niemand kann es sagen...

Von Thomas Molo.

Eine schwarze Menge überflutete den Weg, ein breites, schwarzes Band, dessen Dunder und Acheruntere Menschen sich bewegten, arbeiteten, mit unverständigem Eifer — lebten. Die Maschen des Bandes liefen rasch und fiebernd in zwei entgegengesetzten Richtungen. Es war nicht festzustellen, warum der eine Teil der Arbeitermenge in der einen Richtung des Weges dahinstürmte, während der andere Teil ebenso in entgegengesetzter Richtung tat. Es war nur zu sehen, daß sie von etwas angetrieben wurden, und daß es das gegen keine Auflehnung gab!

Alle sind Arbeiter und alle gleichförmig dunkel gefärbt. Sie verrichten stumm, was sie verrichten müssen. Von einem Auskommen, von einem Bissen Brot, von Belohnung, Wohlhabenheit ist gar nicht die Rede. Sie sind auf der Welt und sie arbeiten. Es ist keine Spur von Heiterkeit, Fröhlichkeit, von einem Lächeln vorhanden. Es ist unbegreiflich: warum das alles geschieht, was sie machen? Sie wissen es vielleicht auch selbst nicht. Sie befassen sich auch gar nicht mit dieser Frage, sie grübeln darüber nicht nach, sie wissen nicht, daß es eine solche Frage überhaupt geben kann. Sie bestreben sich, sie eilen und wimmeln und erledigen ununterbrochen ihre Arbeit. Sie sind geheimnisvoll. Deshalb, weil sie nicht einmal ahnen, daß alles, alles vergebens ist.

Als würden ihrer immer mehr und mehr werden. Das sich bewegende Band wird immer breiter, immer dichter. Die Maschen des Stoffes laufen, stürmen immer rascher nebeneinander dahin. Man merkt ihnen an, daß sie zueinander gehören; es ist aber auch zu erkennen, daß sich keiner um den anderen kümmert. Als würde jeder einzelne Arbeiter nur das wissen, was er selbst zu erledigen hat, — etwas anderes bekümmert ihn nicht. Auch ist in der Eile weder zu erleben, woher sie kommen, noch wohin sie gehen. Sie trabbeln, eilen und rennen. Das muß so sein... und niemand kann erklären, warum?

Es scheint, als ginge das so seit Jahrtausenden, und würde Jahrtausende weiter so gehen. Von der einen Seite des Weges hinüber auf die andere Seite, ein rubeloses, trübendes, schwarzes breites Band. Sie eilen, sie bestreben sich, sie stürmen dahin. Wie es scheint: geschieht das stumm, von einem unbekannten, rauhen Willen angetrieben, der sich — weiß Gott, wo — verbirgt. Lautlos verrichten sie ihre Arbeit, und es ist nicht zu begreifen, welche Art Arbeit das ist, und wozu sie diese eigentlich verrichten. Sie sind gleichförmige Arbeiter und sie arbeiten, arbeiten, arbeiten. Sie bauen, sie bestreben sich, daß alles geschehe, was zu geschehen hat, und wenn es kein muß, verteidigen sie blind, was sie zustande gebracht haben.

Sie ahnen nicht, sie können es gar nicht ahnen, daß das Schicksal sie erreichen wird, das böse, verderbende Verhängnis, die schreckliche Katastrophe. Sie ahnen nicht, obwohl das Verhängnis schon dort ist, schon dort über ihren Häuptern schwebt, es sie betrachtet und sie verstehen will, — aber nicht verstehen kann; es dichtet ihnen an, daß sie schädlich und überflüssig sind, böseartig und unnütz.

Ein Wasserstrahl läuft plötzlich auf sie hinab. Die

tribbelnde Menge stoch, — aber nur für einen Augenblick. Schon laufen sie nach allen Richtungen, jedoch stumm und geräuschlos, und ein jedes bestrebt sich, zu fliehen, es kümmert sich nicht um jenes, das neben ihm zappelt, trotzdem es an seiner Seite dahingeeist war und gearbeitet hat; es interessiert sie nicht, ob sich jenes zu retten vermag; jedes einzelne jagt dahin, und es denkt jetzt an nichts anderes, als nur an sich selbst.

Kopflosgkeit, Flucht, stummes Entsetzen. Als hätte der unsichtbare raube Wille, der sie bisher angetrieben, die Macht über sie verloren. Die trockene Erde verschlingt gierig das Wasser. Der Wasserfall hat seine verheerende Kraft verloren. Sie kommen; sie kommen aus allen Richtungen und werden immer mehr. Das Band webt sich wieder zusammen und schon laufen, eilen die schwarzen Arbeiter wieder von der einen Seite des gelben Weges auf die andere; sie bestreben sich, sie stürmen dahin und jener geheimnisvolle, raube Wille treibt sie an. Sie forschen nicht nach, ob die Katastrophe ein Opfer gefordert hat. Ihnen fehlt kein einziger Genosse. Sie verrichten ihre Arbeit, die sie aus unverständlichem Grunde verrichten müssen.

Das Verhängnis gibt sich mit dieser schlechten Erledigung nicht zufrieden. Es beschließt sie auszurotten. Plötzlich fällt ein grünes Pulver auf das schon wieder dicht und lebhaft tribbelnde Band: — Gift. Das Wimmeln hört für einen Augenblick auf. Die Überraschten bleiben wie gelähmt stehen. Doch im nächsten Augenblick laufen sie schon, jeder wohin er kann, stumm und lautlos. Niemand kümmert sich um seine Gefährten. Jeder einzelne schleppt ein Körnchen von dem Gift mit sich, — jetzt sind sie grünlichgrau, — und sie laufen nach allen Richtungen auf dem breiten gelben Weg.

Der unsichtbare Wille wird wieder Herr über sie. Das Band schließt sich alsbald wieder und sie tribbeln von der einen Seite des Weges auf die andere hinüber, sie eilen, bestreben sich, stürmen dahin, und es ist nicht zu sehen, nicht zu verstehen, nicht zu begreifen, warum, warum das alles geschieht?

Das Verhängnis läßt es nicht dabei bewenden; jetzt schlägt es mit großer Wucht eine riesengroße, breite Platte auf sie hinab. Hunderte und Aberhunderte dahinstürmende Arbeiter geraten unter die Platte, aber sie trachten zu entfliehen. Die übrigen nehmen davon keine Kenntnis, denn sie wurden noch von keinem Unheil ereilt. Sie stürmen, jagen dahin und erledigen ihre Arbeit.

Auf dem breiten, gelben Gartenweg steht ein zehnjähriger Bub — das Verhängnis — und ruft ärgerlich aus: „Ich kann diese eifelhafsten Ameisen nicht umbringen! Vergebens begieße ich sie mit Wasser, beschütte sie mit grünem Pulver und zerzete ich sie!“

Auf einer anderen Stelle des Weges webt sich soeben ein neues, tribbelndes, arbeitendes schwarzes Band. Wozu? Wozu?

Niemand kann es sagen.

(Einzig berechnete Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei.)

Ständchen in der Sperlingsgasse.

Von Max Ed-Troll.

Im Zentrum der Großstadt. Nahe bei den großen Warenhäusern der Hauptverkehrsstraßen, wo stündlich Tausende von Menschen aneinander vorüberhasten, liegen ein paar kleine, winzige Gäßchen. Sadgassen, die nicht mehr wie drei Meter breit sind.

Die Autos fliegen auf der breiten Straße vorüber, und selbst ihr Luten bringt nur wie von fernher gedämpft in die kleine Sadgasse.

Die Häuser sind klein. Die Hauseingänge so niedrig, daß ein großgewachsener Mensch nur gebückt eintreten kann. Die Spitzgiebel neigen sich in die Straße hinein. Die rheinischen Schieferplatten, mit denen sie bedeckt sind, ersparen dem Hausbesitzer den häufigen Anstrich.

Wohl an die 200 Jahre sind sie alt. Sie sind wie die engen Gäßchen letzte Überbleibsel aus der Zeit, da die ehemals freie Reichstadt noch ihre Wassergräben und Wälle hatte, die die Bürger der Stadt vor Feinden schützten.

Wie zu alten Zeiten ist die Gasse heute noch die Gasse der kleinen Handwerker. Das einzige, was sich gegen damals vor 200 Jahren geändert haben mag, sind die großen Schilder, die verkünden, daß hier der Schuhmacher Urban, der Installateur Schmid, der Glaser Müller, der Tapezierer Schulz ihre Werkstatt haben. Daß die Kleider der Bewohner andere geworden sind, ist die einzige Konzession an das Heute. Die Fluderhosen der Männer, die Reißröcke der Frauen sind nicht mehr. Die Mädelschen sind nach dem neuesten Schnitt schick gekleidet. Das haben sie den Damen auf der großen Hauptstraße abgeguckt.

Heute ist ein großer Festtag in der Gasse!

Herr und Frau Schuhmacher Urban feiern heute das Fest der silbernen Hochzeit.

Die ersten Dämmer Schatten neigen sich bereits über die Hochhäuser der Großstadt.

Der Gesangsverein Lieberlust hat sich mit einer stattlichen Sängerschar vor dem Hause des Jubelpaares eingefunden, um seinem Sangesbruder ein Ständchen zu bringen. Der Chor hat gerade Platz in der drei Meter breiten Gasse. Sie singen schöne, alte Volkslieder und ein neues darunter, das mit dem Titel des Gedichtes von Flaischlen „Hab Sonne im Herzen“ beginnt. Ein prächtiger Tenor führt die Stimmen, und der Bass fundamentierte ihn.

Im Ru sind alle die kleinen Fenster geöffnet. Alte Grautöpfe und junge Mädels und Buben neigen sich über den Dachsim. Die aus den Parterre-Wohnungen, Männer, Frauen, blondgelockte Mädchen und Buben und noch nicht schulpflichtige Kinder eilen auf die Straße.

Von der wenigen Schritte entfernten Hauptstraße kommen fremde Gäste. Herren und feingekleidete Damen, Angestellte der großen Büros, die eben Feierabend machten.

Nach jedem Lied wird Beifall geklatscht, so kräftig, daß es von den alten Häusern widerhallt.

Nach dem letzten Lied erscheint das Jubelpaar auf der Straße. Vater Schuhmacher hat seinen feierlichen schwarzen Gehrock angezogen. Im Knopfloch prangt ein weißes Rosensträußchen. Mutter ziert ein silbernes Kränzlein, das zart sich dem dünn gewordenen Haar anschmiegt.

Auch Mutter hat ihr bestes Schwarzseidenes an.

So stehen sie treulich Arm in Arm vor den Sängern.

Ein der Rede kundiger Sangesbruder tritt vor und spricht, vor innerlicher Freude zitternd, Worte des Glückwunsches. Und wir erfahren, daß der Meister im letzten Jahr sehr krank gewesen und daher nicht mehr an den abendlichen Übungen teilnehmen konnte. Der Jubilar tritt einen Schritt auf seine Sangesbrüder zu und dankt mit bewegter Stimme für das Ständchen und für die liebevollen Worte. Und verspricht, wenn er gesund, wieder an den Proben teilzunehmen. Vater und Mutter reichen zu Dank dem Redner und dem Dirigenten die Hände. Und alle Sänger gratulieren! Und alle Bewohner der Sperlingsgasse eilen herbei zur Gratulationscours.

Selbst wir in die alte Gasse hereingeschnitten gratulieren, um keine unrichtige Ausnahme zu machen.

Mittlerweile sind die Dämmer Schatten dichter geworden. Nur die Schiefergiebel der kleinen Häuser leuchten noch. Das Jubelpaar verschwindet in der niedrigen kleinen Haustür, die Sänger gehen. Und mit ihnen die Zaungäste der großen Straße, auf der schon die Bogenlampe ihr grelles Licht ausströmt.

Ergriffen von diesem feierlichen Jubel mitten in der großen Stadt gehen auch wir besinnlich über die große Verkehrsstraße, deren Lärm uns wie eine Entweihung stört.

Welt u. Wissen

Ein deutscher Robinson Crusoe in Nordaustralien. Ein australisches Blatt weiß Merkwürdiges über einen deutschen Robinson Crusoe zu berichten, der seit zwanzig Jahren, abgeschlossen von aller Zivilisation, auf einer Kokospflanzung bei Casuarina Beach in Nordaustralien leben soll. Angeblich handelt es sich um einen ehemaligen deutschen Stabsoffizier, der jetzt zum Naturmenschen geworden ist und nur eine verschossene Dedo auf seinem schwarzgebrannten Körper trägt. Vor zwanzig Jahren tauchte er eines Tages voll großer Pläne bei Darwin auf und siedelte sich auf einer Insel an, die bis dahin kaum von einem Weißen betreten worden war. Den wenigen, denen er Vertrauen schenkte, verriet er, geheime Pflanzverfahren würden ihn in die Lage versetzen, ganz erstaunliche Erfolge zu erzielen. Tatsächlich begann er auch, auf der Insel, die nach Ansicht Sachverständiger, gar nicht dazu geeignet war, Kokospalmen zu pflanzen. Man kümmerte sich nicht um ihn und er geriet rasch in Vergessenheit. Ganz zufällig besuchte kürzlich ein Australier die Insel und war erstaunt, auf ihr eine beinahe schon Früchte tragende Kokospflanzung zu finden. Er kam mit dem Deutschen in Berührung und erfuhr von ihm, daß dieser in ständiger Furcht lebte, die Eingeborenen von den Nachbarinseln könnten ihn seiner Kokosnüsse berauben. Deshalb lag er seit Jahren Tag und Nacht auf der Lauer, um seine Palmen zu beschützen. Kurz vorher hatte er zum erstenmal in seinem Leben einen Flieger gesehen. Dieser mußte in der Nähe seiner Pflanzung landen, und der Einsiedler hielt schon seine Flinte schußbereit, um seine Kokosnüsse zu schützen. Er schien auch froh zu sein, als der letzte Besucher ihn bald wieder allein ließ.